Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 9 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **28. Februar 1908**

Die Ausstellung.

Von Werner Sombart.

Welche? Nun keine besondere. Jeder mag an die denken, die ihm am nächsten liegt: dieser an die Ausstellung der Scholle, jener an die englische Ausstellung; dieser an die verflossene Automobil- oder Theaterausstellung, oder an die „Ausstellung historischer Betten" in der „Gelben Nachtigall", jener an die Ausstellung für Bureaubedarf oder an die Ausstellung für Reklame. Diese ist es gewesen, die mich zu diesen Worten angeregt hat, und ich will dann später noch einiges über ihren besonderen Inhalt aussagen. Aber zunächst denke ich an die Ausstellung in abstracto, an die Ausstellung schlechthin, an die Ausstellung ohne Inhalt, an die Idee der Ausstellung also (nach Heines Definition von der „Idee"). Es scheint mir ganz unterhaltend, sich einmal dieses wichtigen Bestandteils der modernen Kultur, seiner Geschichte, seiner Zukunft, seiner Bedeutung für unser soziales Leben bewußt zu werden. Denn daß „die Ausstellung" ein wichtiger Bestandteil unserer Kultur sei: an dieser Tatsache selbst dürfte kaum gezweifelt werden können. Wo auch immer wir unsern Schritt hinsetzen, stoßen wir auf eine Ausstellung von irgend etwas: von den intimsten Gegenständen unseres persönlichen Daseins bis zu den gleichgültigsten Dingen der äußeren Lebensführung. Es wird so viel ausgestellt, daß nun bald eine neue Art der Ausstellung reif zur Entstehung ist: die Ausstellung für Ausstellungswesen. Die Ausstellung ist als Kulturphänomen deshalb so hervorragend interessant, weil sie in ganz verschiedener Bedeutung erscheint, unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten gewertet werden, in durchaus verschiedene Zusammenhänge eingeordnet werden kann.

Zunächst gehört die Ausstellung — auch ihrer Entstehung nach — in die große Kategorie der öffentlichen Schaustellungen, die für unsere Kultur (ich meine damit immer die amerikanische Kultur, wie sie in größerer oder geringerer Intensität und Extensität in allen Ländern mit kapitalistischer Wirtschaft, insonderheit unter dem Einfluß der modernen, anorganischen Technik und der anwachsenden Menschenmasse in den letzten Menschenaltern sich zu entfalten angefangen hat), die für unsere Kultur, sage ich, so charakteristisch sind. Die Ausstellung gehört zur Familie der Konzerte, Theater und in engerem Sinne der Museen, die alle erst im letzten Jahrhundert entstanden oder

doch sich erst während dieser Zeit zu dem demokratischen Omnibus-Prinzip entwickelt haben. Denn was heute die genannten Institutionen sind, können wir als Musikomnibus, Literaturomnibus und Kunstomnibus bezeichnen. Sie sind gratis oder gegen billiges Entree der unbekannten Masse erschlossene Erbauungs- oder Vergnügungsstätten und verhalten sich zu allen intimen und persönlichen Veranstaltungen gleichen Inhalts wie der Omnibus zur eigenen Equipage, das Restaurant zum eigenen Speisesaal, wie der „Volkspark" zum fürstlichen Garten oder die Zeitung zum Brief. In diese Familie, sage ich, gehört die Ausstellung auch. Man kann sie die Mutter oder wenn man will die ältere Schwester des Museums nennen, dem sie wohl meist voraufgegangen ist.

Will man die Schaustellung seltener Tiere unter die Ausstellungen rechnen, so war dies zweifellos die erste Spezies; denn wir begegnen ihr (oft handelt es sich nur um ein einziges Tier: 1 Elefanten, 1 Seehund, 1 Stachelschwein, 1 Rhinozeros usw.) schon im 16. und 17. Jahrhundert. Diese Singularschaustellungen exotischer Tiere wuchsen sich zu den herumziehenden Menagerien, diese zu den ständigen zoologischen Gärten aus.

Die ersten Ausstellungen im eigentlichen Sinne waren Kunstausstellungen. Man nennt das Jahr 1763 als dasjenige, in dem Pariser Künstler zum ersten Male eine Ausstellung von Gobelin-Seiden veranstalteten. Aus den Kunstausstellungen ist dann das Kunstmuseum erwachsen, wie aus den Gewerbeausstellungen, deren erste (französische) in das Jahr 1798 fällt, das Gewerbemuseum.

Will man sich ein Urteil über den Kulturwert der Ausstellung als Schaustellung bilden, so wird es also von dem abhängen, das man über die Entwicklung des Omnibusprinzips und insbesondere des Omnibus als Bildungs- und Erbauungsmittel überhaupt hat. Kein Zweifel, daß durch die Ausstellung wie durch alle ähnlichen Veranstaltungen mehr Menschen mehr Dinge zu sehen und zu hören bekommen als ohne sie. Sie sind darin am ehesten der Zeitung vergleichbar. Wer dieser Verabreichung von Bildungsbrosamen an die hungernden Massen Bedeutung beilegt, wird der Ausstellung das Wort reden müssen ebenso wie der Zeitung. Aber ebenso zweifellos ist es, daß dieser Vorzug (wer ihn dafür hält) um einen teuren Preis erkauft ist: um den Preis der Intimität und der organisch persönlichen Wertung eines Gegenstandes. Als ein Sonderling erscheint uns heute der, der jede derartige Schaustellung unorganisch verbundener Dinge für eine Profanierung, für eine Entweihung hält, und der in dem exhibitionistischen Zuge unserer Zeit eine Schamlosigkeit und eine widerwärtige Sitte erblickt. Als einen Sonderling, der sich am liebsten am nächsten Laternenpfahl aufknüpfen sollte, betrachten wir den: der erklärt, ein Kunstwerk in einem Museum auszustellen, mit einer Nummer versehen in der Reihe neben vielen seines Gleichen und Ungleichen, sei ebenso ein Zeichen von Roheit und kultureller Verlumptheit wie Beethovensche Sonaten und Chopinsche Nokturnos vor tausend geputzten Menschen in einem elektrisch beleuchteten Saale zur Aufführung zu bringen. Ebenso aber natürlich lächeln wir über einen Menschen, der etwa eine Ausstellung von Miniaturen, deren jede auf intimste persönlichste Wirkung berechnet ist, für eine Geschmacklosigkeit hält, oder der nur mit innerstem Unbehagen durch die Säle schreitet, in denen jetzt die alten englischen Kunstwerke „aus Privatbesitz" sich vor einer geilen, zahlenden Masse prostituieren lassen müssen. (Freilich, hören wir unsern Sonder-

ling sagen: wenn die Bilder, die für vornehme englische Aristokratensitze bestimmt waren und die diese alte aristokratische Kultur, also Kultur schlechthin, förmlich schmecken lassen, inzwischen in den Salons der Herren Wertheimer, Rothschild, Pierpont Morgan und ähnlicher Herren geendigt waren, so waren sie prostituiert, ehe sie sich hier auf öffentlichem Markte zeigten.)

Nun wird aber die Ausstellung dadurch erst recht interessant, daß sich in ihr mit dem Interesse der Schaustellung ganz andere Interessentenkreise schneiden. Sie hat nämlich im Laufe der Zeit eine ganz neue Funktion bekommen. Sie ist zeitweilig ein normales Glied in der Kette des wirtschaftlichen Prozesses gewesen: sie ist als eine der vielen Möglichkeiten erkannt worden, Angebot und Nachfrage zusammenzubringen. Die Zeit, in der die Ausstellung diese Funktion übernahm, war die, in der die Absatzorganisation alten Stiles, wie sie jahrhundertelang bestanden hatte, sich aufzulösen begann In aller früheren Zeit war entweder der Kunde zum Produzenten gekommen und hatte sich in dessen Werkstatt die bedurften Artikel bestellt oder, wenn sie auf Vorrat gearbeitet waren, dort ausgesucht. Oder aber, wo ein ortsferner Güteraustausch stattfand, insbesondere also zwischen Produzent und Produzent oder zwischen Produzent und Händler: da hatte doch eine persönliche Berührung der Kontrahenten untereinander und mit den gehandelten Warenpartien stattgefunden: die Besitzer der Waren waren mit diesen auf die Märkte und Messen gezogen und waren hier ihren Kunden Auge in Auge gegenübergetreten. Dieser alte „Handel mit prompter Ware" ist nun (wie bekannt) fast allerorten in den modernen Kulturstaaten und fast für alle Branchen durch den Handel nach Probe (Muster) auf dem Wege der Korrespondenz oder allenfalls durch Vermittelung des Geschäftsreisenden ersetzt worden. Die Ausstellung gewerblicher Erzeugnisse sollte nun offenbar dazu dienen, diese neue Form des Güteraustausches zu ergänzen; sie sollte gleichsam (in etwas veränderter Gestalt) die alte Messe fortsetzen. Man stellte eine Art von Musterlager aus und fand es vorteilhafter, die Kundschaft zum Besuch dieser Kollektivmusterung einzuladen, statt die Probestücke zu versenden oder zu warten, bis der Kunde in den Privatlagerraum kam. Das Bestreben, die Konkurrenz bei dieser Gelegenheit aus dem Felde zu schlagen, ließ diese Form der Feilbietung noch vorteilhafter erscheinen. Insbesondere schien sich die Ausstellung zu eignen als neue Absatzform für schwer transportable Dinge, wie Maschinen u. dgl. Und für einzelne Artikel wurde sie bald die einzige oder doch wenigstens bei weitem wichtigste Form des Absatzes: so für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, für Gemälde und Skulpturen u. a.

Ob und wenn ja: in welchem Umfange die Ausstellung als Absatzorganisation heute noch für Handel und Industrie notwendig ist, ist eine viel umstrittene Frage. Es scheint fast, als ob die Meinung der Geschäftsleute sich mehr und mehr dahin neigte: die Ausstellung sei heute als Absatzorganisation ebenso überwunden wie ihre älteren Schwestern (NB. von der anderen Linie), die Messen und die Märkte. Die Industrie ist ausstellungsmüde geworden, sagt man. Man hält dafür, daß die großen Kosten sich nicht bezahlt machen. Und in der Tat scheinen die Gründe, die gegen diese Form der Ausstellung sprechen, schwer zu wiegen.

War die Ausstellung ihrer Zeit erst durch die Entwicklung des modernen Verkehrs ermöglicht worden, so hat dieser in den letzten Jahrzehnten sich noch weiter so sehr ver-

vollkommnet, daß nun auch die Ausstellung überflüssig erscheint. Sie wird immer mehr ersetzt durch die Annonce, durch Versand von Katalogen und Musterungen, durch Geschäftsreisende, durch Reisen der Chefs oder der Vertreter an den Fabrikationsort usw., soweit Großhandel in Frage steht; durch die Schaufenster in den Großstädten, die Kaufhäuser usw., soweit es sich um Absatz an letzte Konsumenten handelt.

Aber — diese allgemeinen Erwägungen haben keine zwingende Kraft. Ist doch selbst die Leipziger Messe, obwohl sich kaum ein plausibler Grund für ihren Fortbestand anführen läßt, heute noch immer in Blüte.

Und es finden sich auch immer wieder Geschäftsausstellungen oder, wie der technische Ausdruck jetzt lautet, Fachausstellungen, die von allen Beteiligten als segensreiche, d. h. gewinnbringende Veranstaltungen gepriesen werden. Vielleicht entwickelt sich sogar ein neuer Typus von reinen Fachausstellungen, der noch auf lange hinaus lebensfähig ist. Das wenigstens behaupten die Herren, die die letzte Geschäftsausstellung, die Augur (Ausstellung umfassend Geschäftsbedarf und Reklame), zustande gebracht haben. Diese Augur war tatsächlich insofern von besonderem Interesse, als sie (zum ersten Male?) von Geschäftsleuten ins Leben gerufen worden war, die andere Geschäftsleute veranlaßt hatten, Bedarfsartikel der Veranstalter auszustellen. Ist das vielleicht die neue Form der Fachausstellung? So meint der Organisator der Augur, Herr Arthur Jacoby, der in einem lehrreichen Vortrage folgende Eigenarten und Vorzüge des neuen Ausstellungstyps anzuführen wußte:

„Der Titel (der Augur) müßte eigentlich heißen: „Ausstellung, veranstaltet für den Verband Berliner Spezialgeschäfte". Denn nicht die Mitglieder dieser Vereinigung sind die eigentlichen Exponenten, sondern Betriebe, welche zunächst diesem Verbraucherkreis, dann aber auch dessen Konkurrenten etwas anzubieten haben, sind die Aussteller des Augur. Das Zustandekommen einer Fachausstellung unter solchen Umständen vollzieht sich also derart, daß nicht diejenigen, welche etwas verkaufen wollen, sondern diejenigen, die etwas zu kaufen beabsichtigen, die Initiative der ganzen Veranstaltung ergreifen. Es darf hier offen ausgesprochen werden, daß dieses System einen gewissen Zwang enthält, denn die Rücksicht auf einen großen Verbraucherkreis zwingt auch solche Firmen, die sonst nicht daran dächten auszustellen, sich an der Ausstellung zu beteiligen, weil es ihre Konkurrenz tut, und weil sie es mit einem großen Abnehmerkreis nicht verderben wollen.

Wenn man untersucht, welche Legitimation wirtschaftliche Verbände, die derartige Ausstellungen veranstalten, zu ihrem Vorgehen haben, das doch immerhin dem Muß-Aussteller erhebliche Arbeit und ganz beträchtliche Kosten auferlegt, so gelangt man zu dem Resultat, daß diese Korporationen doch keineswegs unberechtigt handeln, wie es bei oberflächlicher Prüfung scheinen möchte. Wer leichthin urteilt, könnte z. B. anführen, es liege absolut kein Bedarf für derartige Veranstaltungen vor; die Verbraucher würden von den Reisenden der in Betracht kommenden Firmen ohnehin mit den Mustern besucht; sie könnten danach ihre Wahl treffen. Wer so urteilt, sollte berücksichtigen, daß schon die Durchsicht einer Warenkollektion immerhin eine sehr beträchtliche Zeit erfordert; denn ein geübter Reisender läßt sich nicht gern damit abspeisen, wenige Stücke seiner Muster vorlegen zu dürfen; er wird stets versuchen, möglichst seine ganze Kollektion vorzuzeigen, um den Auftrag zu vergrößern. Selbst wenn sich die Verbraucher aber entschließen könnten, das Zeitopfer zu bringen und die Mehrzahl der Kollektionen ihrer Branche anzusehen, so muß man bedenken, daß kein Kaufmann, der Achtung vor der Zeit anderer Leute hat, sich Muster von Firmen vorlegen lassen wird, bei denen er nicht wenigstens ziemlich sicher ist, daß er dem Reisenden einen Auftrag

werde erteilen können. So wenig angenehm es ist, einen Laden zu verlassen, ohne gekauft zu haben, so peinlich ist es, auch dem besterzogensten Vertreter gegenüber, dessen ganze Musterkollektion anzusehen und ihm nachher zu sagen: „Bedaure sehr, aber ich kann Ihnen nichts abkaufen.“ Das sind Momente, die bei Ausstellungen vollständig fortfallen, wo die exponierten Waren zu jedermanns Ansicht ausgestellt sind, wo es zwar der Aussteller höchst angenehm empfindet, wenn er einen Auftrag erhält, wo er aber auch nicht das geringste moralische Recht hat, solchen unbedingt zu erwarten. Dafür wird ihm ja andererseits die Möglichkeit geboten, ohne besondere Reisespesen einer bedeutenden Anzahl ernsthafter Interessenten seine Muster zu zeigen und vielen Geschäftsleuten persönlich Offerte zu machen, bei denen er sonst, mit Rücksicht auf bestehende Verbindungen, vielleicht gar nicht vorgelassen werden würde. Hierdurch scheint die moralische Legitimation der Veranstalter genügend nachgewiesen zu sein, ganz abgesehen davon, daß, nach den Statuten, fast jede wirtschaftliche Vereinigung das Ziel hat, das Ansehen der Branche zu heben und die Interessen zu fördern. Ob eine Ausstellung imstande ist, das Prestige einer Klasse von Geschäften wirksam zu erhöhen, darüber bitte ich Sie zu urteilen, wenn Sie die Ausstellung angesehen haben werden. Was die Förderung der Interessen betrifft, so ergibt sich schon aus dem Vorhergesagten, daß die Verbraucher aus dem Zusammenströmen einer großen Menge von Kollektionen, aus dem Prüfen der Waren ohne Kaufzwang, aus den Vergleichen, die sie zwischen den einzelnen Angeboten ziehen können, und aus den Anregungen, welche sie gewinnen, sehr erhebliche Vorteile haben. Es soll gern zugegeben werden, daß auf seiten der Veranstalter die Vorteile überwiegen, dafür müssen die Veranstalter aber auch das sehr erhebliche finanzielle Risiko des Unternehmens tragen. Endlich aber ist der Käuferkreis in diesem Falle der Stärkere, und es wäre töricht, solche Stärke nicht auszunutzen, um so mehr als sie dem anderen keinen Schaden bringt, wenn er seine Sache richtig anfaßt.“

Wie weit diese Argumente für die Lebensfähigkeit von Fachausstellungen oder wie wir auch sagen können (denn es handelt sich um gar nichts anderes): einer etwas modernisierten Messe stichhaltig sind, muß die Zukunft lehren.

Nun ist aber zu bedenken, daß auch dann, wenn sich die Hoffnungen auf eine Erhaltung oder Neubelebung des alten Meßhandels nicht erfüllen sollten, wenn tatsächlich die Ausstellung als eine bestimmte Form, Angebot und Nachfrage zusammenzubringen, sich als veraltet erweisen sollte, sie doch nicht so rasch aussterben würde wie sonst eine veraltete Form des Warenabsatzes. Und zwar deshalb nicht, weil sie als Geschäftsausstellung wiederum mit allerhand Beiwerk behangen ist, das ihr unter Umständen einen Fortbestand sichert, auch wenn das Interesse des Geschäftsmannes an ihr sich verringert haben oder ganz geschwunden sein sollte.

Ich meine dieses.

Insofern der gute Absatz der Produkte auch ein Problem ist, das eine Allgemeinheit (einen Staat, eine Provinz, eine Stadt) angeht, so machten diese öffentlichen Körper aus den Ausstellungen auch eine öffentliche Angelegenheit und unterstützten sie aus öffentlichen Mitteln. Da nun aber Ausstellungen eine teure Veranstaltung sind, so mußte man darauf sinnen, wie man die hohen Kosten durch hohe Einnahmen decken konnte. Dazu reichten die Standgelder der an der Ausstellung interessierten Geschäftsleute nicht aus. So blieb nichts anderes übrig, als die Ausstellung dem Publikum zu öffnen, sie gegen Entree der Masse zugänglich zu machen. Man betrachtete also die Ausstellung wieder als Schaustellung, von der man annahm, daß sie allgemeines Interesse bieten könne. Seltsam genug diese Annahme!

Offenbar besteht nämlich für den normalen, unverbildeten Menschen nicht das geringste Interesse, die von den Geschäftsleuten aufgestapelten Waren sich anzusehen. Kaufen will ich nicht in der Ausstellung. Ich werde auch in den seltensten Fällen durch die Ausstellung angeregt werden, meine Bartwichse oder meine Strumpfbänder oder meine Stiefel oder meine Federhalter in einem andern Geschäfte zu kaufen, als ich gewohnt bin es zu tun oder der Zufall es fügt. Sich nun aber ohne Kaufabsicht Berge von Bedarfsartikeln anzusehen, ist eine ganz und gar verrückte Idee. Aber — je verrückter, je blöder eine Idee: desto geeigneter erscheint sie heutzutage der Masse suggeriert zu werden. In der Tat entstand eine Ausstellungsbesuchsmanie durch Massensuggestion. Ohne allen Sinn und Verstand trottet die Menge in den Ausstellungen umher und starrt blöden Auges bald rechts bald links in die Vitrinen, in denen die Artikel des täglichen Bedarfs ausgestellt sind, die man zu Hause kaum eines Blickes würdigt. Sie schieben sich Sonntags durch die Gänge irgendwelcher Ausstellung und schlagen so ihre Zeit tot, mit der sie Besseres nicht anzufangen wissen, statt sich in Gottes freier Natur zu ergehen oder zu Hause mit den Kindern zu spielen.

Aber freilich: ganz konnte man sich auf den Schwindel der Suggestion nicht einlassen: man mußte dem Mob etwas greifbar Vorzügliches bieten. So kam man dazu, die moderne Messe mit einem Vergnügungspark auszustatten, in dem mit Lärm und buntem Gepränge die in die Ausstellungsfalle Hineingeratenen nun einigermaßen (für ihr teures Geld wiederum, aus dem man abermals einen Teil der Kosten bestritt) verlustieret wurden. Den Höhepunkt seiner Entwicklung hat dieser komplizierte Voll-Ausstellungstyp in den Welt-Ausstellungen: den sog. Weltjahrmärkten erreicht. Hier hat Herr Omnibus seine höchsten Triumphe gefeiert. Hier: in dieser wahllosen, aber enormen Häufung von Waren, Menschen und Klimbim.

Und es schien fast, als habe schon 1889 die Ausstellung in jeder Form ihr Ende erreicht, als in Paris das Wahrzeichen der modernen Kultur: der Eiffelturm aufgepflanzt und in der Tat eine unerreicht glänzende Veranstaltung in der Jubiläumsausstellung verwirklicht worden war. Fiel doch gegen sie selbst die Pariser Ausstellung von 1900 oder gar die lächerliche Ausstellung von St. Louis im Jahre 1904 kläglich ab. Und endigten doch die lokalen Ausstellungen immer wieder mit empfindlichen Verlusten. Schienen die Aussteller ausstellungsmüde zu sein, so das Publikum schaustellungsmüde. Begreiflicherweise: da es doch endlich einmal die ewigen Seifen und Regenschirme und Dampfmaschinen satt bekommen mußte („Mutta, wat jehn mir die jrinen Beeme an", sagt der Berliner), und da ihm der Klimbim in den Schreckenskammern großstädtischer Vergnügungsparks als ständige Einrichtung geboten wurde.

Aber weit gefehlt, wenn man annehmen wollte: die Ausstellung sei damit in jeder Form überwunden gewesen. Ihr war inzwischen ein Helfer entstanden, der in unsrer Zeit alle Widerstände überwindet und Tote zum Leben erweckt:

Die Ausstellung selber war zum Ausbeutungsobjekt des Kapitals geworden! Und nun ging es wie mit der Literatur: im Grunde will kein Mensch mehr das viele Zeugs lesen, das der Buchhandel täglich auf den Markt wirft. Aber danach fragt das Kapital nicht; es will sich verwerten, und da es sich nur verwerten kann, wenn es Güter produziert, wenn die großen Rotationspressen in Bewegung sind, in dem man so viele Hunderttausende

investiert hat: so müssen halt Bücher und Broschüren und Zeitschriften und Zeitungen gedruckt werden. Mag das Publikum krepieren an den Massen von bedrucktem Papier, das es schlucken muß. So, sage ich, geht's nun auch mit der Ausstellung. Sie wird jetzt immer mehr Gegenstand kapitalistischer Unternehmungen: aus der Gewerbeausstellung ist ein Ausstellungsgewerbe erwachsen; in Berlin ist sogar eine mächtige Summe in einer steinernen und heizbaren Ausstellungshalle angelegt worden. Nun muß also ausgestellt werden. Ganz gleich, was, ganz gleich, ob irgendein Bedürfnis vorhanden ist: das wird eben geschaffen. Es muß ausgestellt werden im Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter: denn das investierte Kapital heischt unausgesetzte Verwertung, der ganze Apparat von Beamten usw., unausgesetzte Beschäftigung. Ehedem, solange man in lustigen Hallen die Ausstellungen veranstaltete, hatte die liebe Seele wenigstens im Winter Ruh. Diese Schonzeit ist nun auch weggefallen.

So folgt nun Ausstellung auf Ausstellung. Und bewundernswert ist die Findigkeit, mit der die Ausstellungsgewerbetreibenden immer wieder neue Ausstellungsmöglichkeiten erspähen.

Was wird die Zukunft bringen? Was wird länger sein: die Geduld des Publikums oder der Geldbeutel der Ausstellungsunternehmungen? Wie lange wird die Industrie ein Interesse daran haben, diesen das Material für ihre Geschäftszwecke zu liefern? Und wird die Ausstellung als Objekt kapitalistischer Unternehmung auch rentabel bleiben, wenn sie wieder reine Schaustellung wird? d. h. nur belehren (und vergnügen) will?

So viel ich sehe, befindet sich unser Ausstellungswesen heute in einer Krisis. Das zeigt deutlich wieder die mehrfach genannte Reklameausstellung „Augur". Die Ausstellung schwankt heute hilflos zwischen ganz verschiedenen Aufgaben hin und her. Sie braucht auf der einen Seite die Fabrikanten und Händler als Kostendecker und muß deshalb diesen zur Reklame dienen. Auf der andern Seite möchte sie gern dem Publikum eine belehrende Schau darbieten. Diese beiden Aufgaben werden sich aber kaum vereinigen lassen. Jedenfalls wird es dazu eifrigen Studiums bedürfen. So enthielt die Augur zweifellos Ansätze zu neuen und wirklich wertvollen Darbietungen von allgemeinem Interesse, die mit dem eigentlichen Zweck der Ausstellung nur in einem sehr losen Zusammenhange standen: wie die (allerdings sehr unvollständige) Plakatausstellung u. a. Diese Darbietungen sollen doch offenbar das große Laienpublikum anlocken, damit es die Hallen fülle. Daneben aber stand dann die ganze Menge des alten Meßkrams, der das Publikum unmöglich auf die Dauer interessieren kann. Läßt sich aber dieser selbst nicht vielleicht in einer lehrreichen Weise anordnen? So hatten in einer besonderen Abteilung die Vereinigten Berliner Spezialgeschäfte selbst ihre eigenen Erzeugnisse ausgestellt. Dieser Teil der Ausstellung hätte nun recht wohl zu einer höchst lehrreichen Schau gestaltet werden können, wenn man sich etwas nach neuen Ideen umgesehen hätte. Man weiß, daß wir an dem Punkte der Entwicklung des Detailhandels angelangt sind, an dem wahrscheinlich das große Spezialgeschäft, namentlich wenn es sich mit anderen in großen Kaufhäusern zusammentut, das Warenhaus schlagen wird. An dieser Entwicklung hätte die Ausstellung das Publikum teilnehmen lassen sollen; durch Vorführung von Modellen solcher Kaufhäuser für eine Vereinigung von Spezialgeschäften, durch Mitteilungen über den

inneren Geschäftsbetrieb: Organisation im Gegensatz zum Warenhause, graphischen Darstellungen des Umfanges, des Entwicklungsganges einzelner Häuser usw. usw.

Nichts von alledem. Statt dessen die völlig uninteressanten Vitrinen mit Korsetts auf koketten Manequins, halb angezogene Huldinnen darstellend, und Reitunterzeug für Damen, die auf hohem Rosse thronen (ein besonders beliebter Trick, mit dem man offenbar Stimmung im großen Publikum zu machen hofft), bis hinab zu den ganz gewöhnlichen Musterkollektionen von Seifen, Schuhen und Regenschirmen.

Ich meine: die Ausstellungsinteressenten sollten jetzt folgende Erwägungen anstellen:

1. Die Ausstellung hat zwei Seelen in ihrer Brust: sie ist Messe einerseits, Schauspiel andererseits. Als Messe geht sie nur die Geschäftswelt an, als Schauspiel das große Publikum.

2. Man sollte sich ganz klar sein, auf welchen Besucherkreis man rechnet: ob auf Geschäftsleute oder auf Herrn Omnibus. Danach soll man entweder Geschäftsausstellungen ohne allen Aufputz oder Schaustellungen ohne Musterlager veranstalten, die ein allgemeines Interesse haben. Die beiden Typen müssen sich verselbständigen, damit jeder zur vollen Entwicklung gelangen könne.

3. Die Veranstalter von Schaustellungen sollten mit ganz anderem Aufgebot neuer Ideen an die Arbeit gehen, wenn sie wirklich die Ausstellung mit den Anforderungen unserer Zeit in Einklang bringen wollen. Sie müssen die ganzen Errungenschaften des modernen Anschauungsunterrichts sich dienstbar machen, damit die Ausstellung eine Art von Fortbildungsschule für das lernbedürftige Publikum werde. Dazu sind jetzt schon auf unseren Ausstellungen eine Menge beachtenswerter Ansätze vorhanden, die aber nicht zur Entfaltung gelangen können, weil sie unter der Verfolgung ganz heterogener Zwecke zu leiden haben.

4. Glauben die Geschäftsleute, die eine Messe veranstalten, das Publikum als Füllsel nötig zu haben, so mögen sie ihm nicht den öden Tingel-Tangel-Trubel bieten, sondern Einblicke in die Organisation und das Getriebe von Produktion und Handel tun lassen durch Vorführung von Arbeitsmaschinen, Belebung durch Illustrationen von Produktionsgebieten, graphische Darstellungen und Aehnliches.

5. Kann das Privatkapital ohne die geschäftlich interessierten Aussteller von beliebiger marktgängiger Ware nicht auskommen, das heißt: rentiert sich die reine lehrhafte Schaustellung nicht, so muß der Gedanke staatlicher oder städtischer Subvention erwogen werden.

Aber daß heute das Ausstellungswesen verfahren ist und einer gründlichen Reform bedarf: darüber sollte kein Zweifel mehr herrschen.

In der Fremde. Erinnerungen von Georg Brandes.

Ueberſetzt von Ida Anders.

IX.*)

In Berlin, wo ich den größten Teil einiger Monate verlebte, fand ich zu meiner Ueberraſchung meinen Namen ſo verbreitet, daß ſich mir nicht wenige Häuſer ſofort öffneten.

Zu meiner Freude erfuhr ich, daß die Art, in der ich die Literaturgeſchichte behandelte, die am feinſten Gebildeten in Deutſchland anſprach. Wo ich hinkam, kannte man mich nicht bloß dem Namen nach, und da ich weit jünger ausſah als meine dreißig Jahre, wurde ich nicht ſelten gefragt, ob ich vielleicht ein Sohn meines berühmten Namensgenoſſen ſei. Faſt alle die Politiker und Schriftſteller, die ich traf, und nicht wenige hervorragende Frauen, wie Fanny Lewald, ſagten mir die artigſten Dinge über Urſprünglichkeit der Gedanken und Friſche des Stiles, und die Gunſt, die mir entgegengebracht wurde, ſtieg von Jahr zu Jahr, nicht nur in Norddeutſchland, ſondern hauptſächlich in Bayern und Württemberg, ich begegnete in den folgenden Jahren in München immer wieder Männern, die meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen wünſchten, weil ſie zuvor meine Bücher geleſen hatten.

Der Eindruck, den ich hier von dem neuen Deutſchen Reich empfing, wie der Krieg es geſchaffen, und von der deutſchen Geſellſchaft (ſoweit ſie ſich nach dem Ausſchnitt beurteilen ließ, den ich vor Augen hatte), war ſtark und für mich von bleibender Bedeutung.

Die Einwirkung machte ſich um ſo heftiger fühlbar, als ich mit Vorurteilen gegen das Deutſchtum gepanzert war, Vorurteilen in mehreren Schichten.

Zu dem alten Unwillen, den ich als Däne von klein auf genährt, hatte ſich ſpäter die Trauer über Deutſchlands Triumph und — nach dem Aufenthalt in Italien — ein förmlicher Haß gegen das Deutſchtum als ſchönheitsverlaſſen und geſchmacklos geſellt. In meinen Augen war das neue Deutſche Reich die feſte Burg der europäiſchen Reaktion. Der neuerrichtete Kaiſerthron erſchien mir als ein zuſammengezimmerter vorzeitlicher Sitz aus der Rumpelkammer der Geſchichte, friſch geſtrichen mit edlem Blute, und was den Thron beſtiegen hatte, war das Mittelalter, „Herrſcher über alle Reiche der Finſternis,“ wie ich es in einem Vers ausgedrückt hatte. Die in den offiziellen Kriegsdepeſchen enthaltene Miſchung von Siegesfreude und Gottesfurcht hatten in mir den Eindruck hinterlaſſen, daß das neue Deutſchland verheuchelt oder dummfromm ſei; auf allen Grenzgebieten, im Weſten, Norden und Oſten, behauptete es ſich ja nur als Gewaltherrſchaft.

Es ſtand mir eine große Ueberraſchung bevor. In den Kreiſen der Berliner Geſellſchaft, in denen ich eingeführt wurde, herrſchte ein Geiſt, der dem Geiſt in Kopenhagen mindeſtens um ein Menſchenalter voraus war. Der Ton war frei, ohne unharmoniſch zu ſein; eine Bildung, die gleichzeitig tief und gründlich war, ſtempelte die Geſpräche und ermöglichte einen lebhaften und äußerſt lehrreichen Verkehr. Die Tüchtigkeit war oft imponierend bei den Männern und Frauen in dieſer Stadt mit ihrer

*) Siehe „Morgen“, Jahrgang 1907 Heft 28/29, Jahrgang 1908 Heft 1 und 7.

reißenden Entwicklung, und ihre Kenntnisfülle wirkte bezaubernd, wenn man aus einer Stadt wie Kopenhagen kam, wo der erbärmliche Inhalt einiger erbärmlicher Zeitungen den Gesprächsstoff bildete. Man war hier aus den verschiedensten Punkten des neuen Deutschen Reiches oder aus Oesterreich oder der Schweiz zusammengekommen. Die Emigranten des Jahres 48 waren nach einem zwanzigjährigen Aufenhalt in den nordamerikanischen Freistaaten heimgekehrt und brachten einen Hauch von fremden Ländern und Verhältnissen mit sich. Das Stubenhockerwesen in Kopenhagen nahm sich im Vergleich zu dem Allsinn in Berlin doppelt traurig aus. Und mit der Einbildung, daß in Dänemark mehr Freiheit herrsche als in Preußen, wurde bei mir gründlich aufgeräumt.

In bezug auf die Geistesfreiheit, die mir aus naheliegenden Gründen am meisten am Herzen lag, war überhaupt gar kein Vergleich möglich. Die Forschungsfreiheit, für deren Anerkennung ich in Dänemark kämpfte, war in dieser Gesellschaft durchgeführt, eine Sache, an die keine Worte verschwendet wurden. Ich kam mit Hunderten von Menschen verschiedener Lebensstellungen und verschiedener politischer Richtungen zusammen, traf aber sozusagen niemand, weder Mann noch Frau, der zu positiver Religion in irgendeinem Verhältnis stand. Dieses Land war in höherem Grade als irgendein anderes ein Land der Freidenker. Universitätsprofessoren und Studenten, Kaufleute und Politiker, Schriftsteller und Redakteure, Adelige und hochvornehme Damen, Diplomaten und Offiziere, — sie alle betrachteten die Theologie, in der die dänische Gesamtheit lebte und atmete, als ein Stück Mittelalter, das sie nicht nur hinter sich, sondern für das sie jedes Interesse verloren hatten. Und ebensowenig verschwendeten sie Worte an ihr Freidenkertum.

X.

Ueber die soziale Frage wurde vorurteilsfrei und leidenschaftslos gesprochen; nichts glich dem albernen Schrecken, auf den die beginnende Arbeiterbewegung in Dänemark gestoßen war. Die meisten betrachteten den Sozialismus als Irrlehre, aber ohne Haß oder Zorn. Gerade in diesen Kreisen hatte außerdem Lassalle sich bewegt und ein lebendiges Beispiel dafür geliefert, daß hohe Kultur und Gelehrsamkeit sich mit der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit unserer ökonomischen Gesellschaftsordnung vereinigen ließen. Ueberdies waren alle die Aelteren, Frauen sowohl wie Männer, in den Jahren 48—49 revolutionär gesinnt gewesen, und von der politischen zur sozialen Umwälzung war es nicht weit.

Was merkwürdiger war: in diesen Kreisen gab es keine Vaterländerei. Es gab allerdings einzelne Damen, hauptsächlich solche, die von der französischen Kultur völlig unberührt geblieben, denen das Nationalgefühl etwas zu Kopf gestiegen und deren Urteil über fremde Völkerschaften nicht ganz unparteiisch war. Aber man konnte es ja einer hervorragenden Frau, die Deutschlands politische Demütigungen erlebt und seine Wiedererrichtung gesehen hatte, nicht verdenken, wenn sie auf das geschmacklose Kompliment eines Fremden: „Jetzt sind die Deutschen la grande nation geworden" erwiderte: „Das sind wir immer gewesen." Im übrigen war gerade dem geschlagenen Frankreich gegenüber der gute Ton in diesen Häusern sympathisch und so rücksichtsvoll, daß seine Ver-

letzung mit Schroffheit bestraft wurde. Eines der gastfreiesten Häuser in dem freisinnigen Berlin jener Tage, einen wirklichen Salon, bildete das Heim des Reichstagsabgeordneten und Verlegers Franz Duncker am Anfang der Potsdamerstraße, wo die Kreise, die man in Rußland die Intelligenz nennt, ihre Sammelstätte hatten. Hier trafen sich die allermeisten in freisinniger Politik und Literatur hervorragenden Persönlichkeiten. Eines Tages, als einige Franzosen zu Tisch waren und Hasenbraten angerichtet wurde, erlaubte sich ein chauvinistischer und etwas grober Reichstagsabgeordneter den schlechten Witz, einem der französischen Gäste gegenüber die Hasen als seine Landsleute zu bezeichnen; er meinte damit, die Hasen liefen wie das französische Heer. Frau Lina Duncker befahl ihm, sobald man sich vom Tisch erhoben hatte, die Gesellschaft und das Haus zu verlassen.

XI.

Viele der Politiker, denen ich begegnete, gehörten der Opposition an und fühlten sich als Gegner Bismarcks und seines Wesens. Was er Gutes und Nützliches für Deutschland ausgerichtet, das hatte er ihrer Ansicht zufolge nach dem Rezept im „Faust" getan als ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Aber es gab auch andere, Politiker wie Laien, die nach der Begründung des Reiches in Bismarck einen ganz anderen sahen, als den ultrapreußischen und ultrakonservativen Heißsporn, der er in seiner Jugend gewesen, und die zu ihm als dem zukünftigen Lenker des Reiches großes Vertrauen hatten. Seine Befähigung für die auswärtige Politik war ja unbestritten und in der inneren Politik hatte er vorläufig die alten Mitglieder der nationalen Partei, die Nationalliberalen, zu Mitarbeitern genommen.

Mir persönlich war Bismarck kräftig zuwider; ich hatte damals noch einen schärferen Blick für die gewaltige Brutalität als für die Genialität bei ihm. Doch die Gestalt begann mich zu beschäftigen, wie sie alle anderen beschäftigte. Was mich hier anzog, das war der Mann, der so fest in seinen Schuhen stand. Hier war ein Mann, der da wußte, was er wollte, und der es ohne Schwanken ausgeführt hatte.

Mehr als ein Jahr lang hatten kleine Dänen mir die Ohren damit vollgeheult, daß ich rücksichtslos gewesen sei, und das ließe sich weder verteidigen noch entschuldigen. Was ich meinte, mochte mehr oder weniger berechtigt sein, das müsse seinen Wert erhärten, aber ich war in meinem Auftreten rücksichtslos gewesen, und das sollte gerächt werden, dafür sollte ich büßen.

Hier sah ich nun auf der Straße, traf in allen Gesprächen und in jeder Zeitungsspalte den großen Mann des Zeitalters, ihn, dessen Vorgehen überall mit dem Stichwort „Rücksichtslosigkeit" bezeichnet wurde, — welchen Eindruck machte es nicht auf mich, als ich beim Durchlesen eines seiner Briefe auf den Satz stieß: „Ich bin umgekehrt lange nicht rücksichtslos genug — eher feige." Dieser Satz stählte mein Rückgrat. Er paßte auf mich, als wäre er für mich geschrieben. Ich hatte ja, damit meine Lehren hinuntergleiten könnten, mich zu einer Mäßigung in der Polemik verleiten oder überreden lassen, die sich als ganz unnütz erwies. Von jetzt ab sollte mich keine Macht der Erde zum Nachgeben bewegen können.

XII.

In dieser Stimmung befand ich mich, als ich in Berlin zum ersten Male einige Flugschriften Ferdinand Lassalles flüchtig durchsah. Als Einleitung in ihr Studium las ich Spielhagens ausgezeichneten Roman In Reih und Glied, zu dessen Hauptperson, Leo, Lassalle Modell gestanden. Ich hatte damals eben Friedrich Spielhagen persönlich kennen gelernt. Er stand auf der Höhe seiner allgemeinen Beliebtheit, war frisch, beredt und gastfrei. Der rote Radikalismus in seinen Büchern sprach mich an, besonders wie er in dem Roman über Lassalle zu Worte kam, fest und ohne jede Deklamation.

Lassalles eigene kleine Schriften trafen mich persönlich, schlugen in mein Inneres ein, wie es lange nichts Gedrucktes getan hatte. Nicht durch ihre Form, denn sie war oft geschmacklos; nicht durch ihren Inhalt, denn weder ältere deutsche Politik noch Staatsökonomie lagen mir am Herzen; sondern durch die Persönlichkeit, die hier zum Ausdruck gelangte: eisenhart, deshalb unbeugsam, überlegen durch Kenntnisse und Klarheit, deshalb über den Widerstand offizieller Ankläger und privater Angreifer dahinschreitend, als existierten sie nicht, nichtsdestoweniger in hohem Grade politisch und endlich ritterlich, elegant, genial, selbst Bismarck beeinflussend, prophetisch den Gang der Ereignisse vorausgehend.

Lassalle bestärkte in mir den Eindruck, daß das Bürgertum jener Tage in der Philisterei zugrunde gegangen sei und daß kein Schriftsteller, der einigen Einfluß auszuüben wünsche, es versäumen dürfe, sich an den Arbeiterstand zu wenden.

Auch der Grundzug seines Wesens war rücksichtslose Festigkeit. Derselbe Grundzug sollte, trotz meiner völligen Ungleichheit mit ihm als Persönlichkeit, auch der meine werden. Mein Schicksal hatte mit dem seinen das eine gemein, daß auch ich mich mit zahllosen Hassern zu schleppen hatte.

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(8. Fortsetzung.)

Alice hatte in ihrer jungen Kraft und Frische wie schon manchesmal verstanden, die Grillen Michaels zu verscheuchen, und hatte ihm auch die Tage danach wieder mit so viel frohen und ernsten Ueberlegungen und Zutraulichkeiten ausgefüllt, jedesmal, wenn er bei ihr saß, oder wenn sie gemeinsam im Stadtwalde oder draußen über die Heide ritten, daß er in ihrer Gegenwart vergeblich noch nach Launen und Vorwürfen suchte. Michael war dann wieder heiter und voll ausgelassener Vorschau, nannte Alice mit strahlenden Namen und gab ihrem Wesen die schönste Sicherheit, sich Glück und Ruhm, seines ursprünglich doch verfehlten Lebens — wie er es nannte — Erlösung und Erfüllung zuzuschreiben.

Nur daheim in seiner Behausung oder unter den Freunden seines Kreises, unter den Genossen im Parlamente wurde er in der letzten Zeit auffällig kleinlauter, jedesmal, wenn er unter den Männern der Arbeit und des Tages saß und nicht recht wußte, wie mit ihnen sich stellen?

Den meisten war es ein Wunder, welche Veränderung Alice im Charakter Michaels hervorgebracht. Es hatte geradezu etwas Rührendes, wie er, der junge, rücksichtslose Mann, an dem Mädchen emporsah, und wie sie ihn auch ferne beherrschte. In alle die früheren Amüsements war er jetzt ganz und gar nur wie in Kampf und Zögern eingetreten. Er hatte weder an Spiel noch an den Strapazen der nächtlichen Sitzungen, wie er sie früher in Juliens Villa viele Male und gewohnheitsmäßig arrangiert hatte, noch irgendwelches Genügen gefunden.

Graf Michael war in derlei Lagen sozusagen nur noch mit einem Fuße eingetreten und stand dabei mit einer innerlich völlig verlassenen Miene. Aber er war auch längst heimlich geplagt jetzt von den Bewegungen, in die ihn seine eigene, zernagte Natur versetzte, jedesmal, wenn ihn Alice in ihrer unbedachten, natürlichen und einfachen Art entlassen hatte. Was ihm in ihrer Gegenwart war, wie ein Hauch frischer Heide- und Weideluft, wie ein Schreiten in grenzenlose Ungewißheiten, rein nur getragen von der eigenen Liebe und der gläubigen Ausschau, das fiel in der eigenen Seele zurück und kehrte sich um in allerlei Zweifel. Das Gesunde und Starke in Alice machte ihn heimlich manchmal wie schwach. Er redete dann in fortwährenden Unruhen heimlich hin und her, und hatte ihr auch ein paarmal geschrieben. Es war dann in den Briefen schon wie eine Selbstzerfleischung, und eine Alice fast komisch erscheinende Erniedrigung.

„Du mußt mir das nicht antun," sagte sie zuerst. „Es trifft mich wie dich, wenn du mich fortwährend nur siehst, gesund und stark und schön. Ich kann so traurig und so zerbrechlich sein, wie du. Auch wenn ich es nicht scheine. Papa mochte nie, daß man seine Leiden offen trägt, wie ein Ballkleid," sagte sie launig. Dann küßte sie den scheu aussehenden, bleichen Menschen und strich ihm über die bleichen Wangen.

„Wenn ich nicht bei dir bin, bin ich auch nicht ganz bei mir. Verzeih' mir den Brief," sagte er dann ganz ergeben.

Solche Briefe hatten etwas unglaublich Hartes. Fast wie wenn man da einen Geißelbruder vor sich hätte, der seinen früheren Sünden Gnade begehrt mit Pein in Zerknirschung.

Alice war es einmal plötzlich zum Weinen gewesen. Sie war so erschrocken, daß Frau Minister eine Verwandlung des Mädchens durch die Vorhänge fast erkannt hätte. Rein am Schritte, als Alice nur im Nebenzimmer durch die Türe huschte.

„Was ist dir, Kind?" hatte die stille Dame gleich gefragt. Alice war in ihr Zimmer gelaufen, so eilig sie konnte, um nichts zu verraten. Und Frau Minister hatte sich nur beruhigt, weil Alice' Ton und Stimme mehr gleichgültige und unwirsche Rückweisung als Kummer erschienen.

Aber Alice hatte im Zimmer gesessen und sich gar nicht aufraffen können von der Niederlage.

„Du geliebte, strahlende, unberührte Jugend — —" schrieb er.

„Man möchte sich erniedrigen, nur um nichts zu sein gegen ihn, daß er zur Besinnung kommt und zum natürlichen Leben!"

Dann las sie weiter:

„Wenn ich dich sehe, kann ich vor Verlangen und Sehnsucht nach dir nichts weiter sinnen. Aber ich weiß, daß ich ein ganz jämmerlich verworfenes Leben lebte,

mit niederem Volk, beim Spieltisch in Spelunken und verräucherten, dumpfen Höhlen, mit allerhand Gesindel auf der Landstraße, wo mich Gelüste der Jugend und der Laune packten. Mit schmutzigen Zigeunerdirnen und mit frechen Hetären. Und daß ich nie einhielt! Nun bin ich im Kern wie ohne Glauben oft und ganz unzuverlässig. Du mußt das wissen. Du mußt auch wissen, daß ich es nicht begreifen kann, wie ich neben dir gehen soll, die du mich mit so viel reiner Kraft umgibst. Daß es einem solch angekrankten und leeren Leben gelten soll, daß du lebst. Es kann gar nicht lange dauern, dann wirst du alles selbst erkennen. Darum will ich es dir vorher sagen — ehe es dich noch erschrecken und dein Schicksal werden wird — damit du dich jetzt noch besinnen kannst."

Und noch eins schrieb er:

„Ihr alle seid Menschen, die leben in einer Hingabe. Ich muß es dir noch einmal sagen: Erschrocken bin ich jedesmal, wenn ich dich der Kunst hingegeben sah. Ach du Vater im Himmel! — Ich? — Bin ich je einer Sache hingegeben gewesen? Selbst in den Armen der Leidenschaften lebte ich mit halbem Widerwillen. Und wenn ich ganze Vermögen einer Familie drangab, da empfand ich nur deshalb ein Gelüste, weil ich einmal Enttäuschung und Druck der Umstände so weit fühlte, etwa als wenn einem ein Schrank oder eine Zimmerdecke auf den Kopf fällt, und man doch nicht zerbrochen wird. Du hast Hingabe an mich. Du kannst ausströmen aus deiner arglosen Seele — ach nicht Liebe — doch Gnade. Verschwende sie nicht an einen so Unzuverlässigen! Den es schon jetzt manchmal anwandelt, als ob er in eine reine Atmosphäre nicht geboren wäre, nur erniedrigt umherliefe neben dir in ganz ausgesprochener Unterscheidung, die nur seine Schmach zeigt."

„O mein Gott" — sagte Alice — und weinte — und wußte sich nicht Rat. Dann schrieb sie:

„So schreibt man nicht an ein liebendes Mädchen, die so gerne liebt — mit keinem Vorwurf und keiner Rückschau. — O ich weine — über alles Vergangene! Ich möchte wohl einen Engel gefunden haben. Aber nun weine ich nur mit dir aus Freude, mein sehr großer Sünder, weil auch im Himmel mehr Freude ist über dich, wie über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Du quälst mich wahrhaftig, du bester Mensch! Du hast mir nichts zu beichten. Ich liebe dich. — Und du trägst noch immer alles in dir, was du bist und — ich habe auch Trauer im Grunde und Blute. Wo wäre die nicht? Aber nur darüber trauern, daß ich äußerlich gesund bin und mich halte, das ist mir doch ein bißchen stark, Herr Graf! Das wollen wir nicht deinen Helden nachmachen, deinen Herren Baudelaire, und wie sie sonst heißen. Wenn du mich liebst, trotzdem ich bin, was dich so ganz und gar klein macht, komme sofort und sieh in den Grund meiner Seele — darin Glaube, Liebe, Hoffnung ruht, so stark, daß du daraus zwei große Flügel von mir bekommst, und wenn ich sie selber stricken sollte, du mein guter, liebster Verworfener —! Deine lachende Alice, die du einen Augenblick bis ins Herz hinein traurig gemacht und erschrocken hast."

Es war wieder am Tage eines großen Balles gewesen. Am Morgen hatte man mit Toiletten zu tun. Die ersten Nachmittagsstunden hatte dann Alice einige Töne gespielt, sich zum Troste. Ihre Frische war nach dem Briefe zurückgekommen. Und noch

in die Töne hinein, ein Adagio, das trostreich und gläubig in die einsamen Dämmerräume der Ministerwohnung klang, kam Michael beglückt und verstohlen.

„Mein Kind — meine Geliebte — meine liebe, liebe Alice“ — sagte er nur und bückte sich auf ihre Hände. „Oh, mein Gott! — Es war mir wie ein inneres Versprechen — alles mußt du wissen und mich ganz kennen. Aber du liebst mich und läßt mich nicht fallen!“

„Es ist wie eine Versuchung, die kommt,“ sagte er dann. — Und sie reichte ihm die Lippen stumm hin, und er küßte sie auf den Mund.

„Herz“ — sagte sie. — „Aber niemals wieder darfst du mich so quälen.“

„Es ist wie eine Krankheit, immer dich zu versuchen“ — sagte er.

Aber Alice sah sehr erschrocken aus und sehr demütig auch, wie er es nicht an ihr gesehen hatte bisher, und ihr Blick bat in unaussprechlicher Güte und Trauer, daß er stumm wurde.

„Ach meine Geliebte,“ sagte er nur ganz inbrünstig, wie es ihm selbst ganz fremd im Wesen schien. „Der Zweifel war immer meine Krankheit.“

Aber Alice küßte ihn wieder auf den Mund, und er fühlte, daß er bei ihr Glück und Glauben ohne Grenzen finden werde.

(Schluß folgt.)

Vom Frühling in den Winter.

Eine Besteigung des Hirzer.

Von Wilhelm von Scholz.

Auf dem verschwenderisch bunten, an allen Wegen und Straßen über die Mauern blühenden Meraner Frühling liegt warmes, strahlendes Sonnenlicht und ein klarer, tiefer Himmel. Das breite Tal glänzt. Die nahen steilen Berge stehen mit überblauten Schatten, mit dunklen, violett dämmernden Abhangwäldern weich in der Luft. Nur wo über dem Waldgebiete der Felskern der Gebirge frei hervortritt, da leuchtet noch weithin zartes Weiß. Flecken, Streifen, Striche schimmern freundlich über der lachenden Landschaft — wie ziehende Sommerwölkchen, nur ruhiger, nur fester in das wundersame, farbenreiche Bild verwoben.

In klarer Mondnacht, wenn die südlichen Parkbäume der alten Schlösser und Villen an den Straßen mit ihren schwarzen Laubsilhouetten in das überdunkelte Blau des Himmels schneiden, wenn die Bergrümpfe in dem Nachtduft des Tales ganz zu fahlgrünen Dämmerschatten entkörpert sind, dann leuchten diese Schneefelder fast raumlos, als hätte sich ein Glanz in matt polierten Silberschilden verirrt.

Die Sehnsucht, zu ihnen emporzusteigen, wird immer wieder zwingend.

Das nächste Ziel, das mit einigen jungen Bekannten verabredet ist, ist der Hirzer oder die Prennspitze, mit 2785 m der höchste Gipfel der nord-südlich dem Passeiertal gleichgerichteten Sarntaler Alpen, deren Mitte er etwa bezeichnet. Wie ein hohes, turmloses Domhaus ragt er — von der Westseite des Etschtales, etwa dem kleinen Marlinger Friedhof, aus gesehen — aus den abendlich beschienenen Höhen jenseits der Passer empor, von weißen, senkrechten Schneerinnen zerrissen. Mit dem Fernglas erkennt man deutlich den west-östlichen Grat, die Dachschneide des Doms, als den Hauptrücken des Berges.

Ueber das Allgemeine hatten wir uns verständigt. Der Hirzer erfordert wegen des langen Anmarsches im Passeiertal Uebernachten in der 2050 m hoch gelegenen Hirzerhütte. Wir hatten beschlossen, trotz der winterlichen Schwierigkeiten, die uns oben erwarteten, nicht den gewöhnlichen Aufstieg durch die von der Hütte östlich ziehende Mulde und die ziemlich senkrecht in den Berg gerissene Schneerinne zu machen, sondern über den Westgrat, über die Dachschneide des Domhauses, zu gehen. Einer der Teilnehmer an der Partie hatte den Hirzer schon mehrmals im Sommer und im Winter auch über den Westgrat bestiegen. Von uns drei anderen war einer wenigstens einmal oben gewesen und ein sehr guter Kletterer. Steigeisen, Schneereifen, Pickel, Seil, Rucksack waren zurechtgelegt, der Proviant zum Teil schon besorgt. Es vergingen mehrere Tage, an denen der Himmel bezogen war; zuwartend prüften wir Wind, Wolken, Wetterglas.

Eines Morgens um 8 Uhr traten die drei Weggenossen bei mir an. Sie hatten spät abends das gute Wetter kommen sehen und mich nicht mehr verständigen können. Nun hieß es eilen. Indessen sie langsam voranwanderten, machte ich mich fertig und zog ihnen bald in sonnigem, schon mittäglich heißem Morgen nach.

Erst zum Schloß Planta. Dann ein Stück Wasserleitungsweg neben dem Wal; so heißen hier die weit droben an den Bergflüssen abgeleiteten Bewässerungsgräben, an deren Seite ein schmaler Fußsteig läuft. Er zieht sich über Wiesen an das Hochufer heran, an dem er, fast eben wie eine Terrainhöhenlinie und alle Nasen und Schluchten umwandernd, flußaufwärts führt. Beim Leiterhof, einem Gehöft am Abhang, verlasse ich ihn und schlage die Stickle-Gasse nach Schenna ein, einen steilen, holprig gepflasterten, zwischen halbhohen Weinbergsmauern hinaufführenden heißen Weg. Die Sonne brennt in windloser Stille auf ihn nieder. Im Wege liegt ein abgehauener dürrer Dornbusch. Er verfängt sich von hinten in meinen vom Rucksack herunterhängenden Lodenmantel; wie ich ihn abschütteln will, krallt er sich auch noch in meine Hosen und mit ganz besonderer Wut in meine Strümpfe ein, wo er am besten durchgreifen kann. Ich muß einen Augenblick ganz still stehen, um auch ihn zu einem kurzen Waffenstillstand zu bringen. Jeden neuen Versuch zur Ablösung einer seiner stachelbewehrten Arme beantwortet er mit einem unvorhergesehenen Angriff an einer anderen Stelle. Ich kämpfe lange. Endlich gelingt es mir, einen seiner Dornstrünke unter meinen eisenbeschlagenen Schuh zu bringen. Nun muß er auch an den anderen Stellen loslassen. Er kratzt dabei, aber er ist bezwungen. Der Heuchler liegt vor mir, als ob er nicht eben noch ein feindseliges, willens- und klugheitsbegabtes lebendiges Wesen war.

Ich halte stehend einen Augenblick Rast. Mir gegenüber, über dem breiten, steinigöden Bett der Passer, der sanft geschwungene niedere Küchelberg, den fern und duftig die weiße Pyramide der Zielspitze überragt. Er läuft rechts, dort bei Dorf und Schloß Tirol, vom Fuße der Muthspitze aus, als deren fortgesetzter charakteristischer östlicher Rücken er erscheint; vom steinigen Gipfel zieht dieser Rücken waldfrei, im Sommer grasig — jetzt schneebedeckt — herab und tritt dann in Nadelwald ein, in dem er breit nach Süden wendet. Seine gebrochene Gratlinie gibt mit der zweiten ausgeprägten Rippe des Berges dem Muthspitzgipfel, diesem Eckpfeiler einer von Tschigat über die Röthelspitze ziehenden hohen Felsmauer, prächtige scharfe Kanten.

Auf den Rebbergen ringsum ist die braune Erde noch unbedeckt. Arbeiter und Frauen sind beschäftigt, mit im Wasser ganz weich gemachten Weidenruten die Weinstöcke an die Stangen und die darüber gelegten Latten zu binden. Mit warmem Rosa leuchtet hier und da über der sonnentrockenen, lichtbraunen Erde ein blütenüberhülltes Pfirsichbäumchen auf. Dann wieder fattes, dunkles Grün gut bewässerter Wiesen.

Den Schloßhügel von Schönna mit dem alten, schönen Edelsitz und der an den ländlichen Friedhof angebauten gotischen Gruftkirche der Grafen von Meran läßt der Weg links über dem tief unten rauschenden Bach liegen und zieht sich in langsamer Steigung am westlichen Abhang des Passeiertales hinauf. Ab und zu schauen rechts die schneebewehten Felsen des Ifinger oder der Plattenspitzen über die waldigen Vorberge; links öffnet sich mehr und mehr das steile und öde Quertal, in dem der Finelebach von den etwa 2200 m hoch liegenden Spronser-Seen herunterkommt. Spitzhorn und Schwarzkogel werden sichtbar. Ich achte jetzt nicht viel des Weges oder der Umgebung, gehe gleichmäßig weiter und lasse die Landschaft rechts und links des kleinen, mit mir wandernden, schwebenden Sichtpunktes am Wegrand, auf den ich das Auge geheftet habe, zurückfließen. Herz und Lunge arbeiten mit angestrengter Kraft, und die Hitze wirkt ein Verzehren aller Gedanken in angespanntes Körpergefühl.

So bin ich unversehens bis zu dem freundlichen Dorf Verdins gekommen und mache im Badwirtshaus kurze Rast.

Gleich hinter Verdins schwenkt der Weg von seiner nördlichen, dem Passeiertal parallelen Richtung ab und wendet scharf nach rechts. Eine breite, tiefe Schlucht öffnet sich, in deren Grund ein wasserreicher Bach fließt: die Masul-Schlucht. Der Weg zieht hoch an ihrem südlichen Waldufer hin, fast eben, so daß das steile, felsige Bachbett, in das der Blick zwischen den Abhangbäumen hindurch zuerst tief hinuntersinkt, bald nur noch haushoch unter dem Wanderer liegt und schließlich ganz nah an die Straße herankommt.

Ich habe in Verdins einen Träger genommen und schreite nun leicht und frei auf dem Schluchtweg. Der imposante Hintergrund der Plattenspitzen gibt diesem rauhen, in Schatten getauchten waldigen Felsental einen gewaltigen Abschluß. Er ist noch nirgends deutlich mit der Nähe verbunden, sondern ragt abgelöst fern, hoch und klar über den Wirren des ins Gebirge hineinsteigenden Weges auf. Bei der eingekesselten Ilmersäge, die im ganzen Winter kein Sonnenstrahl trifft, begrüßt mich Hundegebell. Hier haben die Kameraden gerastet, berichtet mir der Wirt. Der Zwischenraum ist vermindert, ich kann sie, wenn ich gleich weitersteige, in dem Dorf Brenn, dem letzten bewohnten Ort auf unserem Wege, einholen. Schon ver-

klingt hinter mir das regelmäßige Aufkreischen der Holzsägen im Rauschen des Wassers. Bald hinter der Mühle geht der Weg über den Bach und wendet wieder dem Passertal zu, jetzt in Waldserpentinen steil ansteigend. Auf einer ab und zu durch die hohen Baumwipfel zur Linken hereinschauenden Hochwiese liegen ein paar besonnte Bauernhäuser. Von dort klingen streitende Stimmen zu uns herab, seltsam klar und klein, verdeutlich wie aus dem Phonographen; trotzdem kann man kein Wort verstehen. Das bequeme freie Ausschreiten, das der Schluchtpfad zuließ, muß auf den rasch die Höhe erklimmenden Wendesteigen erst wieder innerlich überwunden werden, ehe das Gehen genußvoll wird. In den Schattenstellen des Weges, wo er einen Taleinschnitt ausschreitet oder wo ein Fels ihn der Sonne verlegt, liegt jetzt schon Schnee, naß und vereist. Zwischen den Häusern von Prenn, einem ganz kleinen Bergdörfchen, ist die Straße ein schmutziger Gletscher. An dem im Schatten zwischen den Häusern stehenden, stark und voll strömenden Holzbrunnen stützen phantastische Eisgebilde das fließende Rohr, und der Baumtrog ist ganz überfroren.

Ich hatte richtig gerechnet: hier traf ich die Kameraden. Mein Träger wurde abgelohnt, ein neuer aus der jungen Mannschaft von Prenn geworben. Als ich mit ihm über den Preis unterhandelte, suchte ein alter Bauer — so ungeniert, als ob er in einer mir unverständlichen Sprache redete, und mich nicht im mindesten beachtend — ihn zu einer immer höheren Forderung zu treiben. Aber der gutmütig grinsende Knecht war offenbar durch die Verhandlung mit mir so in Anspruch genommen, daß die Worte des Versuchers wirkungslos abliefen; mein Gebot von drei oder vier Kronen, die er sonst wesentlich mühsamer verdienen mußte, siegte bald. — Noch eine rasche Stärkung, ein Nachfüllen der Flaschen; der Weg wurde fortgesetzt.

Prenn liegt etwa 1400 m hoch. Von 350 m Meereshöhe waren wir ausgegangen, hatten also über 1000 m schon gezwungen. Bis zu den 2000 m der Hirzerhütte ging der Weg nun durch kühle Nachmittagsstunden und über leidlich günstigen Schnee. Nur gleich hinter dem Dorfe waren die Waldsteige vereist; ich freute mich im stillen schon über die mitgenommenen Steigeisen, als ich an den Rückweg dachte.

Wir gingen schweigend durch niedrigen und sich immer mehr lichtenden Wald, umwanderten ein paar Nasen und Vorsprünge — schon hier lag der Schnee so tief, daß wir die Schneereifen anschnüren mußten — und traten dann bald auf baumlose Schneefelder, die im Sommer beweidete Grashalden sind.

Hier ist die obere Decke des etwa metertiefen Schnees schimmernd gefroren und trägt den Fuß mit dem Schneereifen, ohne einzubrechen. Nur ab und zu dröhnt es weithin: dann sinken unter der Decke die lockeren Schneemassen von der Last der Wanderer in sich zusammen; ein Schneebrett, eine Fläche von vielen Quadratmetern, senkt sich um ein ganz geringes, wobei kaum sichtbare Risse in der glänzenden Decke entstehen. Die dumpfe Wucht dieses ringsum hallenden Tones überrascht zuerst und klingt wie sich begegnender Hall und Widerhall ferner Lawinen.

Die Aprilsonne, die schon lange am Himmel ausgehalten hat, senkt sich jetzt langsam den winterlichen Bergen drüben über dem Passeiertal zu, dessen Sohle schon in ganz dunkler Tiefe verschwunden ist. Unsere langen Schatten steigen in dem warmen Abendsonnenschein auf dem Schnee uns voran. Hell beschienen taucht oben an einem der Buckel des hügelig gebildeten Bodens eins der Schindelhäuschen auf, die hier in kleiner Schar mit der Alpenvereinshütte Nachbarschaft halten; der hellbraune Giebel leuchtet freundlich aus der gleichmäßigen, geneigten Schneefläche.

Ein freier Ausguck ist ins Land vorgeschoben, auf einem Wall, über den sich die zwischen den parallelen Westgraten des Hirzers und der Hönigspitze herkommende Talmulde auslaufend hinabsenkt. Da liegt die Hütte. Wir haben rasch aufgeschlossen, das Gepäck hineingetan und sind wieder herausgetreten. Der meterhohe Schnee, der sich drei Schritte von der Mauer rings um die Hütte erhebt, trägt noch besser als der des Anstiegweges; er ist steinhart. So stehen wir fast so hoch als der Giebel des Hauses bei unserer Ausschau.

Das ganz verhüllte blaudunkle, tief unter uns versunkene Passertal trennt breit klaffend, als ob es ein Schattenmeer emporsende, den einförmigen Vordergrund der hinabeilenden Schneeflächen von dem gewaltigen Gegenüber der in das tiefe, etwas rauchige Rot des nachglühenden Abendhimmels hineinragenden kaltgrauen Schneehäupter. Die nahen Spronser Berge, mehrere Spitzen der Texelgruppe, dahinter ein einzelner eisiger Felsgipfel von den Oetztalern. So liegt es vor uns in ungeheuerster, fast furchtbarer Einsamkeit: Schnee, Fels, Eis, Schnee; eine durchsichtig graue Wolke, die um einen Felszacken zieht; Fels, Eis, Schnee. Das Abendleuchten erlischt zusehends. Das Land der Menschen unten ist ganz in Dunkel und Schweigen getaucht; kein Licht ist irgendwo an den nachtenden Hängen zu erspähen. Graue, klare Abendkälte läßt den Anblick in reglosser Dämmerung gefrieren. Nichts rührt sich, die Wolke ist aufgesogen. Nichts von Leben, soweit das Auge reicht. Winterliche Todeseinsamkeit liegt in gerader Blickhöhe ringsum, während uns die einsinkende Nacht den Rückweg für Stunden abschneidet, uns von den letzten Menschen-

wohnungen trennt und in der gleichmäßig grauen, frierenden Schneeweite an dies Hüttlein bannt, in dem eben der Jüngste von uns ein knisterndes Feuer entfacht hat und Wasser für eine Suppe auf den Herd schiebt. Ein Stern fängt kalt und ruhig dicht über den höchsten Eisgraten zu leuchten an. Ich spiele mit dem grausigen Gedanken, daß irgend ein tollkühner Mensch allein oder selbst mit einem Genossen dort in das Gebiet dieser eisigen Dreitausender hineingestiegen ist und sich vor Abend verirrt hat, daß sie die Hütte nicht mehr finden und nun in dem Dämmergrau des Schnees, tastend und tappend, erschöpft umherwandern, frierend, mutlos geworden und mit jedem Schritt sich weiter in die todbringende Einsamkeit verlierend. Das klare, tiefdunkelblaue Nachtfirmament besternt sich nach allen Seiten. Die Genossen sind schon in die Hütte gegangen, aus deren Türritzen ein spitzer Lichtschein in den Schnee fällt, und gerade über der sich der mächtige Koloß des Hirzers, eine formlose, doch hart umrissene Schattenmasse, in die kalte Nacht erhebt.

Recht behaglich wird es in der Hütte nicht. Der Herd raucht, ohne daß er dabei den Raum, den man mehrmals lüften muß, ganz zu erwärmen vermöchte. Das kleine Deckenlämpchen brennt trübe. Die nassen Nagelstiefel hängen tropfend an der Trockenstange um den Herd.

Beim Essen, das wir mit verteilten Kräften bereitet haben (Erbssuppe, Schnitzel, Tee und belegtes Brot aus dem Rucksack), werden die Wetteraussichten für den kommenden Morgen erwogen, wird von anderen Touren berichtet und ein Blick in das Fremdenbuch geworfen. Einer erzählt lachend von dem uns bekannten, sehr tüchtigen Führer G., der die Eigentümlichkeit hat, gern die Touristen, die nicht selber wissen, ob der Gipfel noch gezwungen werden kann, unter irgend einem Vorwand zur vorzeitigen Umkehr zu bewegen. Das bringt unser Gespräch auf die Bergsteiger, die den Gipfel überhaupt für das Unwesentlichste am Berge halten und sich begnügen, den breiteren Unterbau unter ihre Füße zu bringen, die dann aber doch von der „Besteigung" dieses Berges sprechen.

Allmählich verfließt das Gespräch. Noch einen Blick hinaus: langsam erlischt im Auge die Hüttenhelle, dann dehnt es sich weit in das sternklare Dunkel.

Wir suchen uns den ganzen Vorrat an wollenen Decken zusammen. Während der Nacht, wenn der Herd erloschen ist, dringt die eisige Kälte durch alle Fugen und Ritzen herein und erobert sich den ihr ein paar Stunden lang streitig gemachten dunklen Raum zurück. Das unbequeme Hüttenlager, auf dem meine Weggenossen beneidenswert gut schlafen, hält mich in einer Art Bergfieber wach. Ich bin froh, als endlich das erste Morgengrauen sich an den Spalten der geschlossenen Laden ankündigt.

Lange, ehe die Sonne über die Garntaler Berge herüberkam, im breiten Morgenschatten, gingen wir auf dem nachts festgefrorenen Schnee in nordöstlicher Richtung auf den Westgrat zu, um ihn von seitwärts an der Stelle zu erreichen, an der er nach niedrigen Ansätzen, in einer Steile fast, bis in die durchschnittliche Höhe seines Gratzuges, der mit dem Gipfel endet, hinaufführt. Wir brauchten nicht einmal die Schneereifen, so gut trug der Schnee. Zwei von uns, die beiden Jüngeren, waren bald weit voran. Die Schneefelder, über die wir langsam heraufkamen, schoben sich weich mit einem letzten steileren und schon deutlich weniger mächtigen Hang an die daraus hervorwachsende, dünner beschneite, stellenweise selbst schneefreie Felspartie, über die wir nun in der Richtung des Grates ohne besondere Schwierigkeiten, doch mit einiger Anstrengung und des bröckligen Gesteins wegen vorsichtig, weiterstiegen.

Indessen sank und wuchs die Landschaft in gleichzeitiger, unerhört wundervoller Bewegung für unsern Eindruck; sie gestaltete sich zu immer großartigeren Gegensätzen; fliehende Tiefe und steigende Höhe. Während die hinter uns weichenden Schneefelder, die Talmulde, in der die Hütte liegt, das weitgedehnte Wasserei sinkt und sinkt, wächst eine gewaltige Schneegipfelferne, ein immer weiterer, immer höher hinaufreichender, den Himmel tragender mächtiger Schneezackenring in nord-west-südlichem Halbkreis über unserem verschwindenden, dort unten zurückgelegten Wege auf! Und vor uns streckt sich der Rücken, der uns von unten breit und untersetzt erschien, immer schlanker, steiler, schmaler empor. Gleichwie Dinge im Leben, die man als reifender Mann, der sie erringt, anders ansieht als wie der Jüngling, der sie begehrte, rückt der Berg höher ins Einsame hinauf.

An eine feste Felszacke gestützt, halten wir Rückschau. Selbst der freie, alle Fernen überwindende Blick kann bei den wechselnden Weiten, die er hier zu durchmessen hat, nur wie mit Vogelflügeln mühsam die Lüfte teilend über die unermeßlichen Tiefen zu all den heraufkommenden Höhen schweben. Das Auge kann sich nicht ersättigen, kann die Fülle nicht bewältigen, will immer wieder zurückkehren und die fühlbare Unendlichkeit übertasten.

Auf der oberen, weniger steilen Gratschneide wachsen die Schwierigkeiten des Weges. Die Schneeverhältnisse sind ungünstig: nach Norden zu, wo der schmale, oft weniger als klafterbreite Grat fast senkrecht ein paar hundert Meter tief mit glatten Wänden abfällt, hat der Schnee gefährliche Wächten gebildet, die über die Ausdehnung des festen und sicheren Bodens täuschen;

nach Süden liegt er an Stellen, wo wir, ihn traversierend, mühsame Kletterei umgehen könnten, zu dünn und zwingt uns ans Gestein. Immer wieder Hoffnung erweckend, immer wieder enttäuschend, ein langes Hinauf und Hinab ist das Ueberschreiten solch eines zerrissenen Grates, auf dem man von Felskopf zu Felskopf, von einem Gratblock über den oft kaum fußbreiten tiefen Sattel zum nächsthöheren Zacken weiterklettert. Dann erscheint einmal, an einer Biegung des Weges, noch turmhoch über uns der Gipfel, in dessen Höhe wir bald zu sein glaubten; oder er schiebt sich scheinbar als die unmittelbare Fortsetzung des nächsthöheren Gratstückes vor und liegt, wenn es erreicht ist, noch viele Köpfe und Sättel entfernt.

Die beiden Jüngeren, die schon gleich nach dem Aufbruch einen viel rascheren Schritt anschlugen, sind uns jetzt so weit vorangekommen, daß unser lauter Ruf sie nur gerade noch erreicht. Es gilt, sie zu warnen, weil sie der Wächte zu nahe und in Gefahr sind, die hunderte von Metern tiefe nördliche Wand hinabzustürzen. Endlich gelingt es: sie scheinen unsere laut und langsam mit großen Pausen gerufenen Worte verstanden zu haben. Sie halten sich sichtlich jetzt mehr dem südlichen Abhang zu. Wir rasten. Der Anstieg über den Grat war unter den besonderen diesmaligen Verhältnissen sehr viel schwerer, als wir gerechnet hatten. Wir haben auch mehr Zeit verbraucht, als eigentlich in unserem Plane stand. Es ist Mittag vorüber. Ich schätze, daß wir noch etwa fünfzig Meter, den senkrechten Abstand gerechnet, unterhalb des Gipfels sind. Um die Wächtengefahr, in der wir noch eben unsere Genossen sahen, zu vermeiden, beschließen wir, von dieser Stelle des Grates aus die Schneefelder des südlichen Abhanges zu traversieren. Diese Ueberschreitung muß ziemlich oberhalb des von der Hönigspitze zum Hirzer hinüberführenden Grates an den Hals der Schneerinnen führen, durch die der gewöhnliche Anstieg gemacht wird. Von dort ist dann nur noch ein leidlich steiles, aber unschwieriges Stück Weges zwischen Stein und Schnee bis zum Gipfel zurückzulegen. Mein führender Weggenosse prüft den nun von der Sonne schon ziemlich erweichten Schnee. Das ist die Gefahr bei dieser Traversierung, daß der Schnee nicht mehr trägt. Unterhalb der für die Ueberschreitung durchaus nicht zu steilen Schneefelder ändert sich der Neigungswinkel dieser Bergseite plötzlich: ein etwa hundert Meter hoher Felsabfall schließt unmittelbar an.

„Es kann noch gehen!"

„Also los!"

Wir sind, wie schon bei der ganzen Gratüberschreitung, angeseilt. Während immer einer sich versichert, den Pickel oberhalb an der Bergseite bis fast an das Eisen in den Schnee einbohrt und den Fuß ganz feststellt, geht der andere langsam und vorsichtig um die Seillänge weiter, sichert ebenso und wartet den Nachkommenden ab. Ein paarmal zwingen uns Felsnasen, die das Schneefeld unterbrechen, ziemlich hoch hinauf oder hinab zu steigen. So brauchen wir lange für das verhältnismäßig kurze Stück des Weges. Dabei wächst unsere Sorge, daß der Schnee, wenn wir nicht bald diesen Südhang traversiert haben, zu weich werden möchte. Die Sonne prallt auf die weiße Fläche. Wir gönnen uns keinen Augenblick Rast.

Jetzt biegt der Abhang weit aus. Es wird mit doppelter Vorsicht gegangen. Aber nun haben wir's auch erreicht. Wir übersehen das steile letzte Stück zum Gipfel. Gerade hinauf! Noch eine kurze energische Anstrengung: dann sind wir oben.

Der Gipfel ist schmal. Wir halten uns der Wächte wegen an der nicht so sehr beschneiten Südostseite, wo wir festen Boden unter uns haben. Ich setze mich rittlings um eine der Stangen des Vermessungszeichens, gerade über dem Tal, das zwischen Ost- und Hönigspitz-Grat zum Sarntal hinunterführt.

In riesigem, weißem Ring ist alles Herrliche beisammen; von Norden über Westen nach Osten: die Stubaier, die Oetztaler, die Ortlergruppe mit der klassisch ruhigen Schneepyramide der Königspitze, Adamello, Brenta, die schneebedeckten, doch an den steileren Felswänden, an denen kein Schnee haftet, nackten Dolomit-Massive und -Türme. Wie Gewölk sich dem Blick oft in Berge verwandelt, die in das Blau des Himmels hineinragen, so erlebt hier das Auge fast umgekehrt den Eindruck, als ob ungezählte Scharen weißer Wolken den Sehkreis umlagern. Von der Ringfläche dieses ungeheuren Panoramas umschlossen: ein großartig zerrissener, aber von dem weiß überhüllenden Schnee und dem aus Schein, Schatten und Widerschein gewobenen Schleier zerstreuten Lichts zu gestalteten großen Formen verwandelter Vordergrund. Die nach den vier Himmelsrichtungen ausgesandten Hirzer-Grate, die Nachbargebirge. Vor allem der sich nach Süden öffnende Blick: der mächtige Felszug, der vom Ifinger über Platten- und Hochplattenspitze im Bogen herankommt und, wie in einem Rang, den Hönigspitzgrat umholt. Immer wieder überwandert der rastlose Blick Nähe und Ferne der weißwinterlichen Welt, in der man nichts mehr ahnt vom Frühling des Tals, sinkt in die weiche, sich gemach mit Schatten füllende Schneetiefe der Gründe, geht die überdachten und mit Wächten behangenen Grate entlang oder schwebt wie ein Vogel von Zacke zu Zacke, von Gipfel zu Gipfel, über die luftlichten Tal-

weiten zu den letzten kaum noch erkennbaren Spitzen des Horizonts.

Es war später Nachmittag geworden, als wir den Abstieg begannen: über die Sattelsenkung, die nach der Hönigspitze hinüberführt, an eine der Schneerinnen, die steil ins Gestein gerissen sind, bis hinab an die Sohle des muldenförmigen Tales, an dessen weitem Ausgang die Hütte liegt. Der erste senkrechte Blick hinunter weckt Zweifel an der Benutzbarkeit dieses Abstieges. Wir halten und sichern uns an den Felswänden der Rinne, stoßen Pickel und Absätze tief in den weichen Schnee und schieben uns, halb sitzend, langsam abwärts, bis die Rinne weniger steil und ganz übersichtlich wird. An einer solchen Stelle ohne Gefahr hundert Meter abfahren zu können, ist eine Belohnung für manche Mühe. Freilich sind dafür selbst lederbesetzte Lodenhosen empfindlich; und wenn irgendwo Gestein im Schnee verborgen ist, so wird man im Drüberfahren rechtzeitig, aber unsanft davon in Kenntnis gesetzt.

Ein paar Tage vor uns hat eine Partie den Hirzer zu besteigen versucht und ist unverrichteter Sache wieder heimgekehrt. Schneesturm hieß es, hätte sie an der Ausführung ihres Vorhabens verhindert. Das erschien uns gleich als unwahrscheinlich. Hier fanden wir nun ihre nicht überschneiten Reifenspuren und sahen ganz deutlich die Stelle, an der sie umgekehrt waren. Ein Schneesturm aber hätte die Spuren verweht, die jetzt neben uns herliefen.

Der im Tal unserem Anstieggrat parallel ziehende, ziemlich gedehnte Rückweg bis zur Hütte war mühsam. Der Schnee trug schlecht, wir brachen oft bis an die Hüften ein, einigemal in Alpenrosengesträuch, das von der winterlichen Hülle verdeckt war.

Als wir aus den oberen Mulden in das weitere Tal hinauswanderten, spiegelte der eben leicht überfrorene Schnee ein brennendes bronzenes Abendrot, das wie aus einer metallenen Schale emporleuchtete. Langsam stiegen wir in seine uns entgegenschimmernden Strahlen hinab.

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

III. Dramatiker im 19. Jahrhundert. (3. Fortsetzung.)

Es wurde früher — und auch bis vor kurzem nicht mit Unrecht — den deutschen Literarhistorikern nachgesagt, für sie höre mit Goethes Tode die Literatur auf. Das trifft heute allerdings nicht mehr zu. Wohl aber habe ich neuerdings häufig bei der jungen und jüngsten Generation aus den sog. gebildeten Kreisen den Eindruck gehabt, als ob für sie allerdings die deutsche Literatur insofern mit Goethe aus sei, als ihr literarisches Interesse erst wieder einsetzt bei der Literatur des letzten oder der letzten eineinhalb Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Was zwischen 1832 und 1890 sich in der deutschen Literatur begeben und gedichtet hat, ist ihnen mit verschwindenden Ausnahmen so gut wie unbekannt, zum mindesten gleichgültig. Dieser Ausnahmen sind eigentlich nur vier: Heinrich v. Kleist, Franz Grillparzer, Heinrich Heine, Friedrich Hebbel, und von diesen nehmen sie drei, Kleist, Heine und Hebbel, für sich, für die neue Zeit in Anspruch, als Erscheinungen, die sich nur infolge eines bedauerlichen Versehens der Vorsehung, die sie zu früh auf die Welt kommen ließ, in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts verirrt haben. Wenn man sich dann mit ihnen unterhält und diesen oder jenen Namen nennt, dann ergibt sichs zwar, daß sie auch den einen oder andern davon gelten lassen, ja manchen ehrlich bewundern, aber das Merkwürdige ist und bleibt, daß die heutige Jugend den Zusammenhang mit der Zeit, aus der jene herausgeboren sind, viel mehr verloren hat, als mit der, in der Goethe und Schiller wurzeln. Mit dieser Tatsache wird daher jeder rechnen müssen, der sich anschickt für einen Hörerkreis, der den zwanzigen näher ist, als den dreißigen, die Frage zu beantworten: „Was sollen wir lesen aus der Zeit, die zwischen Goethes Tod und der Gegenwart liegt?“. Denn es gilt hier nicht nur auf Altbekanntes und Altvertrautes neu aufmerksam zu machen, sondern häufig auch nie Gesehenes oder Beachtetes ans Licht zu ziehen und für scheinbar Begrabene das Recht des

Lebens in Anspruch zu nehmen. Und es wird vielleicht nicht immer ganz leicht sein, auf dem zu Gebote stehenden Raum bei jedem den Beweis der fortdauernden Daseinsberechtigung im Augenblick überzeugend zu erbringen. Immerhin hoffe ich, daß auch in solchen Fällen die Nachprüfung, d. h. die eigene Lektüre, den Zweifelnden zu meiner Ansicht bekehren wird. Umgekehrt wird von den Aelteren vielleicht mancher sich wundern, daß Dichtungen und Dichter, die für ihn als Lichtpunkte und Freudenbringer mit den schönsten und liebsten Erinnerungen seiner Jugendzeit untrennbar verknüpft sind, und die daher bis auf den heutigen Tag in seinen Augen von einem Nimbus von Größe und unvergänglicher Jugend umstrahlt sind, hier mit Stillschweigen übergangen werden. Demgegenüber möchte ich noch einmal feststellen: es kommt mir hier und darf mir hier nicht darauf ankommen, möglichst viel Namen zu nennen, sondern allein darauf, die Blicke auf die Erscheinungen zu lenken, die meiner Ueberzeugung nach nicht nur das Gestern und Heute, sondern auch das Morgen noch überdauern werden, auf die Werke und die Dichter, die wir auch denen, die nach uns kommen, als lebendiges dauerndes Nationaleigentum vererben dürfen und sollen.

Da es sich aber — auch bei solcher notwendigen Auslese — immerhin noch um eine verhältnismäßige große Anzahl von Namen handelt, wird es sich aus praktischen Gründen empfehlen, wenn ich im folgenden die einzelnen Dichter nicht wie bisher als schriftstellerische Individualitäten im Zusammenhange ihrer gesamten schöpferischen Tätigkeit als Dramatiker, Lyriker, Epiker behandle, sondern die dichterischen Formen selbst als Einteilungsprinzip zugrunde lege, also das Drama, den Roman, die Lyrik der Zeit zum Ausgangspunkt nehme, und frage, welche Dramatiker, welche Epiker, welche Lyriker dieser Epoche sollen wir lesen.

Ich beginne mit dem Drama und möchte da zunächst etwas nachholen, was an sich schon im vorigen Abschnitt hätte gesagt werden können, in diesem Zusammenhang aber am besseren Platze ist. Wenn ich im ersten Abschnitt betonte, daß wir mit unsern Klassikern als bleibenden Besitz Homer und seine Dichtung überkommen haben, so gilt das in gleichem, ja in noch höherem Maße von Shakespeare. Nicht nur, daß seit Lessing alle unsere Dramatiker bei ihm in die Schule gegangen sind, daß der deutsche Dramentypus, den die Klassiker, vor allem Schiller, geschaffen haben, in seinen künstlerisch wertvollsten Bestandteilen Shakespeareschen Ursprungs, aus der durch Shakespeares Studium gewonnenen Anregung erwachsen ist — das Drama Shakespeares selbst ist seit mehr als hundert Jahren ein lebendiger Bestandteil unserer Literatur, lebendiger (jedenfalls was die Aufführungen auf der Bühne betrifft) bei uns, als in seiner eigenen Heimat in England. Ja, er steht uns, wenn er von der Bühne zu uns spricht, fast näher, als unsere deutschen Dramatiker, Schiller nicht ausgenommen. Dieses wunderbare Phänomen des Hereinwachsens eines in einer weit hinter uns liegenden Kulturepoche wurzelnden, einer fremden, wenn auch stammverwandten Nation angehörigen und mehr als das, ausgeprägt den britischen Typus verkörpernden Dichters, in unsere moderne deutsche Kultur erklärt sich wohl nur aus dem merkwürdigen Zusammentreffen von zwei Momenten, von denen das erste eine historische Tatsache ist, auf die England, das zweite eine historische Tat, auf die Deutschland stolz sein kann. Nämlich: Shakespeare ist der erste schöpferische Genius, der, so sehr er Kind seiner Zeit sein mag, ein ausgesprochen moderner Mensch ist, ein Mensch, der die ganze Kultur des ausgehenden, von der Renaissance schon durchglühten Mittelalters in sich aufgenommen hat, und dabei vom Wirbel bis zur Zehe ein Mensch der neuen Zeit; in seinem Denken, Empfinden, in dem Pulsschlag seiner Leidenschaft, in dem Weltbild, das er in seiner Seele trägt, uns so nah wie keiner seiner Zeitgenossen, ja näher wie manche unserer eigenen Zeitgenossen. Und dieser erste, im besten Sinne wirklich moderne schöpferische Genius, auf den England stolz ist, ist uns zu eigen gegeben (durch die kongeniale Uebersetzung A. W.

Schlegels), in einem Zeitpunkt, wo wir als Nation durch die geistige Arbeit unserer Klassiker — der Dichter wie der Philosophen — und durch die großen politischen und nationalen Umwälzungen um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts als Nation reif geworden waren für Arbeit der neuen Zeit. Und so hat Shakespeare bis auf den heutigen Tag nicht nur in unseren schöpferischen Geistern als belebende Kraft fortgewirkt, sondern lebt und herrscht auch mit den aus seinem Geist geborenen Menschengestalten und ihren Schicksalen in unsern Herzen, wie ein König auf ererbtem Grund und Boden. Und darum wird auf die Frage: „Was sollen wir lesen?“ eine Antwort lauten müssen: Shakespeare. Lieber möchte ich sagen: seht Shakespeare! Jedenfalls wer ihn noch nicht kennt, sollte wenn irgend möglich, zuerst ihn von der Bühne kennen lernen (Hamlet, Othello, König Lear, Macbeth, Julius Caesar, Richard III., Der Kaufmann von Venedig) und erst dann an die Lektüre gehen. Für die Komödien ist erfahrungsgemäß eine gewisse Eingewöhnung in den eigentümlichen durch den Geschmack und die Sitten der Zeit bedingten Stil erforderlich, um zu einem reinen Genuß des Kunstwerks, vor allem auch zu einem inneren Verständnis des darin pulsierenden Shakespeareschen Humors zu gelangen. Eine Aufführung des Sommernachtstraums, die allerdings an die betreffende Bühne in jeder Hinsicht sehr große Anforderungen stellt, wäre vielleicht die beste Einführung in diese Welt. Ihm wird das Verständnis für den „Sturm“ folgen, und „Was ihr wollt“ wird heiteres Behagen in wachsendem Maße erwecken, je öfter man es sieht.

Heinrich von Kleist, der jüngere Zeitgenosse Goethes und Schillers, der letzteren nur um wenige Jahre überlebte, gehört, trotzdem die größere Hälfte seines Lebens noch in das 18. Jahrhundert fällt, durchaus dem 19. an. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts tagte in weiteren Kreisen die Erkenntnis, was wir an ihm haben; erst im letzten Menschenalter ist er uns wirklich ins Herz gewachsen. Kein Wunder! denn Kleist war ein Eigener, der unabhängig von Goethe und Schiller, im Gegensatz zu Zeitstimmungen und Zeitgeschmack auf einsamen Wegen seinem Ziel zustrebte, das ihn nicht nur weit über die Ziele der Klassiker, sondern vor allem auch über die Ideale seiner Zeitgenossen hinausführte. Ihm klang das Leben nicht in Harmonien wie jenen, sondern in Dissonanzen, und diese Dissonanzen künstlerisch zu gestalten, ist die Arbeit seines kurzen schmerzvollen Lebens gewesen. Nicht das sittliche Problem der Erlösung und Entsühnung ringender Menschen im Kampfe mit sich und der Welt lockt ihn, sondern ihn lockt das psychologische Problem der Entschleierung geheimster, seltsamster, widerspruchvollster Regungen der menschlichen Seele, die Seelenanalyse als Selbstzweck. Das machte ihn für die Zeitgenossen so schwer verständlich, das gerade ist es, was die jetzt lebende Generation zu ihm hinzieht. Er ist kein Freudenbringer wie Goethe, kein aufrüttelnder Freiheitsapostel wie Schiller; er ist ein Seelenkünder, der mit zartestem Gemüt, mit hellseherischer Klarheit, und mit rücksichtsloser Ehrlichkeit und Energie menschliche Individualitäten, um ihrer selbst willen künstlerisch gestaltet. Es wird daher auch heute, wo man im allgemeinen derartigen künstlerischen Problemen von vornherein mehr Verständnis entgegenbringt, Kleist immer noch in seinem Eigensten nur von einer verhältnismäßig kleinen Gemeinde wirklich verstanden und gewürdigt werden. Selbst seine beiden volkstümlichsten Dramen, „Das Kätchen von Heilbronn“ und der „Prinz von Homburg“ danken — vor allem das letztere — einen großen Teil ihrer Beliebtheit dem Stoff. Es ist aber nur eine Frage der Zeit, daß auch dies Interesse sich verinnerlicht, und daß man den Prinzen von Homburg nicht mehr bloß liest und aufführt, weil es ein wundervolles patriotisches Stück ist, sondern weil in den Gestalten des großen Kurfürsten und des Prinzen zwei Seelengemälde komplizierter Charaktere gezeichnet sind, wie sie in der Literatur kaum ihresgleichen haben. Wer sich mit Kleist einleben will, beginne mit dem Kätchen von Heil-

bronn, dem Prinzen von Homburg. Hat er diese beiden Dramen wirklich ihrem Wesensgehalt nach erfaßt und innerlich verarbeitet, dann werden ihm die „Herrmannsschlacht", ja selbst die „Penthesilea" sich in ihrer dichterischen Schönheit und psychologischen Tiefe ohne Mühe erschließen. Sie werden sich ihm zu einem Ganzen runden, dessen er als bleibenden künstlerischen Besitzes bei jeder Wiederauffrischung durch erneutes Lesen oder Sehen immer aufs neue wieder froh werden wird.

Auch Grillparzer hat, nachdem er im Gegensatz zu Kleist in jungen Jahren mit seinen Erstlingsdramen im Sturmlauf die Bühne erobert, verhältnismäßig lange auf einmütige Anerkennung und vor allem auch auf wirkliches Verständnis für seine Eigenart, namentlich außerhalb seiner österreichischen Heimat, warten müssen. Gleichwohl bereitet er dem Eindringen in den Kern seines Wesens nicht entfernt die Schwierigkeiten wie der spröde Kleist, ist allerdings auch auf der anderen Seite, mit jenem verglichen, bei zweifellos ebenbürtiger dramatischer Gestaltungskraft viel weniger originell. Das Gestirn, das seinen Pfad erhellt, ist Goethe, ohne daß darum von einer Nachahmung Goethes gesprochen werden dürfte. Aber wenn wir von Heinrich von Kleist getrost behaupten können, seine Persönlichkeit würde sich aus eigenem Reichtum ihren Stil geschaffen haben, auch wenn er nicht die gleiche Luft mit Goethe und Schiller geatmet hätte, so können wir mit derselben Bestimmtheit von Grillparzer behaupten, daß ohne den Anhauch Goethes er nicht der geworden wäre, der er ist und als der er sicher ist, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Daher ist es doppelt merkwürdig und bedauerlich, daß, wie ich häufig habe feststellen können, gerade das schwächste und seinem geistigen und künstlerischen Gehalt nach unreifste seiner Werke, das Jugenddrama die „Ahnfrau", das bekannteste ist, das einen ganz falschen Eindruck gibt. Wer den feinen Psychologen, den mit einer fast unfehlbaren Treffsicherheit gestaltenden Dramatiker, den Poeten, dem der süße Wohllaut der Sprache in berückend schönen Versen und Bildern unter den spielenden Händen in wunderbarer Fülle entströmt, kennen lernen und an dem Adel und der Schönheit seiner Gedankenwelt sich erbauen will, der nehme sich die Trilogie „Das goldene Vließ", die Dramen „Sappho" und „Des Meeres und der Liebe Wellen" vor und erheitere sich an dem feinen und namentlich in den ersten Akten geradezu überwältigenden Humor seiner einzigen Komödie „Wehe dem, der lügt", eines von den wenigen deutschen Lustspielen, die das Zeitalter, in dem sie entstanden, jugendfrisch überdauern. Vor allem aber versäume er nicht, das leider Fragment gebliebene Drama „Esther", das Grillparzers Eigenart in jeder Hinsicht am imponierendsten und reizvollsten offenbart, zu lesen, womöglich zu sehen.

Ganz ein Kind des 19. Jahrhunderts ist Friedrich Hebbel. Gleich Kleist seiner Zeit vorauseilend und dabei wie jener in seinem Besten erst ein Menschenalter nach seinem Tode verstanden und gewürdigt. In seinen Jugendtagen im Banne Kleists stehend, ist er jenem auch später näher geblieben als Schiller. Auch er schnell zu einer eigenen Persönlichkeit sich durcharbeitend im Gegensatz zu Traditionen der Vergangenheit und Moderichtungen der Gegenwart. Aber während Kleist sich verblutete als Rivale Goethes in dem Kampf, ihm „den Kranz von der Stirn zu reißen", knüpfte der jüngere und glücklichere Hebbel unbefangen und frei an Goethe an, nur der Bereicherung durch den großen Genius froh, nicht dadurch gedrückt. Und, unbekümmert um den auf der Dichtung der Zeit lastenden Fluch des Epigonentums, seines Wertes und seiner unzerstörbaren und unablenkbaren Eigenart ruhig bewußt, mit scharfen klaren Augen in das Leben und in den Kampf seiner Zeit hineinlugend, suchte auch er mehr vorwärts als rückwärts blickend seine Wege und seine Ziele. Sein Werk ist die Verjüngung des bürgerlichen Dramas. Sein 1843 erschienenes bürgerliches Drama „Maria Magdalene" war es, das den Deutschen den Blick wieder erschloß für die großen und besonderen Aufgaben, die gerade im modernen

Leben dieser Gattung des Trauerspiels vorbehalten sind. Und wenn er auch, ebensowenig wie sein Zeitgenosse Otto Ludwig, eine unmittelbare, der gegebenen bedeutenden Anregung entsprechende Nachfolge gewedt hat, so knüpft doch zweifellos die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstehende, gerade auf die dramatische Herausarbeitung tragischer Konflikte des bürgerlichen Lebens gerichtete Literaturbewegung (zu der der Norweger Ibsen den letzten Anstoß gab) an Hebbel und sein Werk an. Daß die unmittelbare Wirkung nicht so stark war, lag teils wohl an den Zeitereignissen, teils an Hebbels Eigenart, der in dem an und für sich nur zu berechtigten Drang, gegenüber den verwässerten und verbrauchten Gestalten des alten bürgerlichen Rührstücks, das die deutsche Bühne bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beherrschte, neue individuelle Charaktere zu schaffen, den Prozentsatz an typischen, allgemein menschlichen und daher auch allgemein verständlichen Bestandteilen zu gering bemaß, Bestandteilen, deren jeder dramatische Charakter, vor allem auch im bürgerlichen Drama bedarf, um nicht nur als ein besonderer „Fall" zu interessieren, sondern als „Menschheitserlebnis" zu packen und zu erschüttern.

Dieses mit einem gewissen Trotz sich Einbohren in ein psychologisches Problem, diese Unfähigkeit, Konzessionen zu machen, haben Hebbel aber auch auf dem Gebiet des großen heroischen Dramas lange Zeit nicht das Ohr und das Verständnis für die intellektuelle und die künstlerische Kraft, die sich in seinen Werken offenbarte, finden lassen. Und auch jetzt, wo fast jeder Tag seine Gemeinde vermehrt, kann man mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß durch die Wahl seiner Stoffe, durch die Einstellung seiner Probleme Hebbel den Kreis derer, die sich aus Ueberzeugung zu ihm bekennen, auch für die Zukunft beschränkt hat. Aber noch etwas anderes ist sicher: in alle Zukunft wird nicht nur sein Name genannt werden, sondern auch seine Dichtung lebendig bleiben für den, dem es eine Freude und eine Lust ist, Höhenluft zu atmen. Herb, spröde bisweilen, auch schrullenhaft mitunter, aber nie kleinlich ist seine Kunst, sind seine Menschen und ihre Konflikte. Und wer den Schlüssel zu ihrem Wesen gefunden hat, dem offenbaren sie eine Welt von reinster überwältigender Poesie. Darum lasse auch der sich nicht abschrecken, der z. B. bei der Maria Magdalene, dem Drama des grauen Alltags, zunächst nicht warm werden kann, er nehme dann die „Judith", und er wird dort staunend eine blühende, sinnliche Schönheit der Sprache und eine herzbezwingende Kraft der Seelenmalerei in einer das Gemüt aufs tiefste innerlich erschütternden packenden dramatischen Handlung kennen lernen, die, auch wenn einzelnes fremd anmutet, jeden in ihren Bann schlägt und festhält. Wer ihn einmal so gefühlt, dem werden auch Dramen wie „Herodes und Marianne" und „Gyges und sein Ring" viel zu sagen haben. Vor allem aber ist für jeden, der nur einen Funken dichterischen Verständnisses in sich trägt, das letzte Werk geschrieben, die Trilogie „Die Nibelungen", mit der Hebbel nach siebenjähriger Arbeit auf der Höhe des Lebens und zugleich schon an der Schwelle des Todes sein Volk beschenkt hat. Fast ein halbes Jahrhundert ist seit der ersten Aufführung in Weimar verstrichen, aber noch heute strahlt das Werk in leuchtender Jugendfrische. Jede neue Aufführung mehrt die Zahl seiner Bewunderer und langsam von Jahr zu Jahr verwächst es fester und inniger mit unserem geistigen Leben und wird als eine der bedeutendsten dichterischen Offenbarungen deutschen Wesens empfunden, als ein Werk, das, mit dem größten, was wir besitzen, bestimmt ist, die Jahrhunderte zu überdauern. Von Rechts wegen müßte mindestens einmal im Jahr auf jeder deutschen Bühne diese gewaltige künstlerische Gestaltung und Verklärung deutscher Heldensage in dramatischer Form gegeben werden, vor allem aber müßte, muß jeder Deutsche das Werk kennen, in lebendigem Besitz haben.

Ein älterer und ein gleichaltriger Zeitgenosse Hebbels dürfen in diesem Zusammenhang nicht mit Stillschweigen übergangen werden, sie sind beide ihm nicht voll eben-

bürtig, vielleicht nicht so sehr, was die Stärke der ursprünglichen Begabung anbetrifft, als die Kraft, sich aus dem Angebornen zu einer geschlossenen künstlerischen Persönlichkeit durchzuarbeiten; aber sie bestehen doch als Individualitäten neben ihm. Das sind Christian Dietrich Grabbe und Otto Ludwig. Ersterer von Haus aus vielleicht der größtangelegte, der aber in einem kurzen, zum Teil durch eigene Schuld verpfuschten Leben nicht dazu gekommen ist, sein letztes Wort zu sprechen. Fast alle seine Dramen imponieren durch großzügige Einzelheiten, sowohl im Aufbau der Handlung wie in der Anlage der Charaktere, Einzelheiten, die so bedeutend sind, daß sie auch in dem minderwertigen Gestein, in dem sie stecken, als Edelmetall siegreich hervorglänzen, aber keines seiner Werke ist eine einheitliche Kunstoffenbarung. Beide Eigenschaften offenbaren die Dramen „Don Juan und Faust“ und „Napoleon oder die 100 Tage“.

Das gleiche Schicksal ist eigentlich auch Otto Ludwig zuteil geworden, wenn auch bei ihm das Unvermögen, bei großer dramatischer Veranlagung ein Drama aus einem Guß zu schaffen, sich aus anderen Ursachen erklärt. Sein bürgerliches Drama, der „Erbförster“, ist in den beiden ersten Akten ein Werk, das dem Größten, was wir auf diesem Gebiet besitzen, ebenbürtig ist, ein Werk, durchflutet von einem Strom urwüchsiger Poesie und Kraft, der seinesgleichen nicht hat, aber als Ganzes unbefriedigend, spitzfindig und eigensinnig. Und doch rate ich jedem um dieser ersten Akte willen das Drama zu lesen; und ebenso um seiner ersten Akte willen auch Otto Ludwigs zweites vollendetes Drama „Die Makkabäer“.

Zwischen Morgen und Abend.

Der Sehnsucht musischer Gemüter, zu flüchten in den reinen Osten, Patriarchenluft zu kosten, ist die Stunde nicht günstig, und eisig fast pfeift der Wind aus Nord und West durchs goldene Horn. Abdul Hamid sieht fröstelnd den Herbst sich ins gilbende Blätterdach de la Sublime Porte nisten und quält sich und Senis Lehrlinge mit der Frage ab, ob der bröckelnde Bau seines Reiches den Verfall eines morschenden Leibes überdauern wird. Er ist der Erste nicht, der sie gestellt hat; und die Uneinigkeit der Erben läßt selbst ihm zu leiser Hoffnung Raum. So lange der alte Hader lebt, kann der kranke Mann nicht sterben, und so alte Erbansprüche werden von heut auf morgen nicht, nie ohne drückende Noth abgemeldet. „Il y a,“ hat Herr Albert Sorel gesagt, „une question d'Orient depuis qu'il y a des Turcs en Europe“; seit jener Maiennacht also, da der, vom westlichen Europa im Stiche gelassene, Palaiologe Constantinos Dragases mit seinen neuntausend Getreuen der Janitscharenwut erlag, die Thore der Sophienkirche unter den Axthieben der osmanischen Horden splitterten. Hatte das Orakel gelogen, das frommem Christenglauben einst an dieser geweihten Stätte das plötzliche Wunder einer Schicksalswendung versprochen? Am 30. Mai 1453 in der Frühe um acht zog Mohammed der Zweite in Constantins Stadt, mit dem Kreuz der Weisheitskirche sank das oströmische Kaiserthum in den Staub. Durch Europa gellte ein Ruf des Entsetzens. Doch während man im Westen zur Abwehr rüstete, bereitete im Norden sich Einer auf den Erbantritt vor. Iwan der Dritte, der Moskowiter, holte sich aus Rom, aus den Händen des zweiten Paul, die Bruderstochter Constantins, Sophia Paläologa. Ließ sich dann im Kreml die Krone Constantin Monomachs aufs Reußenhaupt setzen und nahm als neues Wappen Rußlands den zweiköpfigen Adler an, der heute noch in seiner ehrwürdig alten Mißgestalt am Rautenpalast des Kreml die Fänge reckt. „Das russische Reich, sagt Gelzer in seiner byzantinischen Kaisergeschichte, ist die thatsächliche Fortsetzung des byzanti-

nischen Kaiserthums." Und Rambaud in der Geschichte Rußlands: „Iwan war der Erbe der byzantinischen Kaiser und der römischen Cäsaren. Moskau beerbte Byzanz, wie Byzanz Rom beerbt hatte. Da es der einzige Hauptsitz der Rechtgläubigkeit geworden war, fiel ihm auch die Aufgabe zu, die griechischen Christen im ganzen Morgenlande zu schützen und die Wiedervergeltung für 1453 gegen den Islam vorzubereiten." Sophia aber, die über Lübbeck, Reval, Nowgorod nach Moskau fuhr, wars, die in dem Gehirn Iwans für „das Geheimnis der Selbstherrschaft" Platz zu schaffen wußte, den Lehnsherrn des Tatarenchans zum Herrn eigner Entschließung machte.

Die Offensivkraft der Türken war im Laufe der Jahrhunderte in langen, erbitterten Kämpfen gebrochen und der Schutz des Besitzes wurde mehr und mehr zur allein noch möglichen Aufgabe. Langsam drängte des Russenreiches Riesenlast indeß nach Süden. Mochte immerhin für kurze Fristen das Slavenauge nach Westen blicken: die Sophienkirche blieb der Magnet, an dem sich durch allen Wandel hin die europäische Politik des Riesen orientierte. Schon Peter der Große wünschte in Byzanz sein Grab. Schritt für Schritt wurde der Pontus Euxinus umklammert, tastete sich der Koloß dem Balkan zu. Und seit die Anhalterin auf dem Zarenthron saß, haben sich die Friktionen gehäuft. Jede Bagatelle war willkommen. „Der Herr Abdul Hamet (schreibt Katharina an Grimm, das „Faktotum"), der macht mir Streiche; er hat lassen den Kuban und die Insel Taman einnehmen und hat alle Einwohner für seine Unterthanen erklärt; das ist nun eine unerträgliche Sache und allen Bündnissen zuwider: das ist unmöglich, daß ich mir sollte auf die Nase spielen lassen. Vous savez que jamais allemend n'a souffert cela." Der geliebte souffre-douleur widerspricht, will sich von den Interpretationskünsten der Semiramis nicht überzeugen lassen, wird aber mit dem Satze zur Ruhe gewiesen: „Je ne sais en quoi je n'ai pas tenu mes traités; je n'ai jamais promis de me laisser duper; il se peut qu'Abdoul Hamet ignore les intrigues du divan et consorts, ma moi je n'y serai pas trompée. Il dépend souverainement de la sublime Port de les finir sans bruit, si cela est de son gout." Der zweite Enkel muß Constantin heißen. Paul und Alexander hatten Kriege mit der Türkei, Nikolaus des Ersten Gedanken konnten in einer langen Regierung nie vom Balkan loskommen, der „kranke Mann" war der Anfang und das Ende seiner Unterhaltungen. „Wir haben, sagte er in den berühmt gewordenen Unterredungen mit Sir Georg Hamilton Seymour, dem Britenbotschafter in Petersburg, wir haben einen kranken Mann auf dem Halse, einen sehr kranken Mann; es wäre ein großes Unglück, wenn er uns eines Tages sterben sollte, bevor alle nothwendigen Vorkehrungen getroffen sind." Lord John Russell läßt er sagen: „Wenn wir einig sind, bin ich ohne Sorge über den Westen Europas. Was Andere denken oder thun, ist im Grunde von geringer Wichtigkeit." Das war am 9. Januar 1853. Ein paar Tage danach muß Sir Seymour wieder eine Rede über den Patienten anhören. „Die Türkei ist nach und nach in einen solchen Zustand der Hinfälligkeit versunken, daß, wie ich Ihnen neulich abends sagte, so sehr uns die verlängerte Existenz des Kranken am Herzen liegt — und daß ich so sehr als Sie die Fortdauer seines Lebens wünsche, dürfen Sie mir glauben —, er uns plötzlich auf dem Halse bleiben kann. Was tot ist, können wir nicht mehr erwecken, wenn das türkische Reich fällt, so fällt es, um nicht wieder aufzustehen." Vier Wochen später trifft er Seymour in Gesellschaft, fängt wieder davon an, und der arme Nesselrode hat nachher alle Mühe, die Aeußerungen Nicolais ins Unverfängliche zu biegen. Der Krimkrieg kam mit seinen bösen

Nackenschlägen, die Nicolai das Leben, Alexander den Zweiten die Freude seiner Regierungstage kosteten. Hats genützt? Zwei Dezennien nachher hatte derselbe Alexander wieder einen Krieg mit der Türkei, den der Vertrag von San Stefano beendete, der Berliner Kongreß abschloß. Und wenn der längst fällige, neue Pilgerzug gegen den auf der Hagia Sophia prunkenden, jedes Christenherz verletzenden Halbmond noch immer auf sich warten läßt, so schuldet dies die Hohe Pforte uns und den Folgen unserer Pachtung des Sonnenplatzes.

Wer den Russen am empfindlichsten Punkt berühren will, braucht nur vom Balkan zu sprechen. Herr von Aehrenthal, der kluge Berather Franz Josephs fürs Auswärtige, hats neulich gethan, und greulich gräuliches Gewölk flog alsbald am politischen Himmel hin. In London und Petersburg, Paris und Moskau gebärdete sich die Presse, als ob ein Sakrilegienraub passiert sei. Und doch hatte Herr von Aehrenthal nur von einem Bahnunternehmen gesprochen, das Oesterreich-Ungarn im Berliner Vertrage ausdrücklich zuerkannt war. Der Vater der Mürzsteger Punktation wurde des Kindsmordes geziehen, und als die lächerliche Gebarung nicht mehr aufrecht zu erhalten war, kam aus England das mot d'ordre von der Inopportunität des Augenblicks. Die kostbare, so mühsam geschaffene Reformentente sollte bedroht sein, weil Oesterreich vom hohen Herrn der sublimen Pforte eine Conzession wollte, die es de jure schon besitzt: einen Fahrstrang au delà de Mitrovitza. Natürlich hat der Lärm seine Hintergründe; für Rußlands Wohl regt sich der Brite nicht auf, und für die von England immer offiziell betriebenen, immer im Geheimen gehinderten Reformpläne hatte der Russe nie mehr als ein Lächeln übrig. Dabei ist das merkwürdigste des Spektakels wieder, daß wir von Ost und West um die Wette geschmäht werden (Oesterreich also Sekundantendienste leisten); trotz Swinemünde, Wilhelmshöhe und Windsor, trotz unserer fortwährenden Bücklinge vor Mariannen. Hier still zu halten, gebot doch die einfachste Klugheitspflicht. Klugheit? Führen wir nicht im Zolltarif, der doch Alles für den internationalen Verkehr in Betracht Kommende aufzählt. Eins könnten aus dem Fall aber die Geistreichen lernen, die uns immer von der Entschädigung Deutschlands im nahen Orient für Marokko fabeln. Diese Klugen hätten uns zu einem Fiasko verholfen, neben dem Algeciras sich immerhin noch wie ein Erfolg ausnimmt. Wird Herr von Aehrenthal viel Freude an seinem Plänchen erleben? Warum nicht, wenn er den alten Franzl fest an der Stange zu halten vermag? Das Stürmchen wird sich legen, sobald Herr Isvolsky, der eines Erfolges dringend bedarf, seine Conzession in der Tasche hat. Vielleicht hören wir nächstens etwas über die Aufhebung der Dardanellensperre, die Heinrich von Treitschke schon eine „ungroßmüthige und thörichte Ausbeutung eines bescheidenen Sieges“ genannt hat. „Einem mächtigen Reiche verbieten, das Meer vor seiner Küste mit Kriegsschiffen zu befahren, ist unmöglich und ebenso unsittlich, wie einst der Vertrag über die Schließung der Schelde oder ähnliche Leistungen der älteren Handelspolitik. Eine so schimpfliche Bedingung hält ein stolzer Staat nur so lange er muß.“ Vielleicht! Selbst der Brite hat gegenwärtig kein Interesse an der Regelung der Balkansorgen. Dazu ists Zeit noch, wenn er eine Entlastung an der indischen Grenze braucht, auf die der Russe drückt. Trotz allen Verträgen, die den Druck latent machen, doch nicht aus der Welt schaffen können. Und die Stunde, da man an der Themse das Benefizium eines Balkankrieges braucht, ist wahrscheinlich näher, als dem Outsiderauge erkennbar wird. Einstweilen ists Ziel der englischen Diplomatie, dafür zu sorgen, daß der Krieg, wenn er kommt, unter Bedingungen

geführt wird, die eine endgültige Regelung unmöglich machen. Diese schwärende Wunde darf vom Leibe Europens nicht schwinden. Und solange zwischen London und Paris die Drahtseile halten, bestimmt, bei der finanziellen Abhängigkeit Rußlands, Eduard auch am Marmarameer den Gang der Stunden; ganz sicher dann, wenn er an der Donau einen so warmen Verehrer wie Herrn von Aehrenthal hat. . .

*

„Der Plan der Westmächte, die Reform ohne und gegen Rußland durchzuführen, war, wie der Erfolg gelehrt hat, eine Sünde wider Natur und Geschichte. Was waren die Folgen aller dieser gesetzgeberischen Experimente, die so oft im englischen Parlamente mit den frohlockenden Rufen begrüßt wurden: ‚Die Türkei ist gerettet und die Befreiung der Rajah vollendet' —? Das Fez hat den Turban verdrängt, die Schönheiten des Serails tragen Pariser Schleppkleider und schmücken wohl auch die Wände mit einigen schlechten europäischen Steindrucken, wobei es freilich vorkommt, daß ein Bild des Prinzen von Wales mit den Namen darunter den lächelnden Besucherinnen aus Pera als Napoleon III. vorgestellt wird. Die vornehme Welt trinkt Champagner und radebrecht Französisch; die junge Türkei bringt von den Pariser Studienjahren einige starkgeistige voltairianische Redensarten heim, spöttelt über den Glauben der Väter und veredelt die altorientalische Unzucht durch die tugendhaften Gewohnheiten der Closerie des Lilas. Man entledigt sich unbequemer Paschas nicht mehr durch die seidene Schnur, sondern verbannt sie und benutzt nur noch ausnahmsweise den Dolch des Meuchelmörders. Die aufgeklärten türkischen Staatsmänner haben sich gelehrig alle Künste napoleonischer Preßleitung angeeignet, sie sind Meister im „Glissiren" zeitgemäßer Korrespondenzen und Entrefilets in den Journalistenkreisen von London und Paris, doch vornehmlich unter jenen betriebsamen orientalischen Stammverwandten, welche die Wiener Presse beherrschen, finden die am Bosporus gedrehten goldenen Pillen jederzeit einige gefällige Abnehmer. Mit noch größerem Erfolge bemühte sich die Pforte, auch auf den Börsen Europas als ein ebenbürtiges Glied der civilisirten Staatengesellschaft aufzutreten. Ihr verjüngter Staatshaushalt stellte bald die verwegensten Großthaten des europäischen Gründerthums in Schatten. In etwa vierzehn Friedensjahren belastete sich dieses Land der unermeßlichen natürlichen Hilfsmittel mit einer Schuldenlast von über fünf Milliarden Franken und gelangte endlich zu jenem unvergleichlichen Budget, das von 18 Millionen £ Einnahme zwei für den Haushalt des Sultans, 15 für die Verzinsung der Staatsschuld bestimmte und nur noch eine Million für Heer, Flotte und Verwaltung übrig behielt.

Für die äußere Macht des Reichs war das Zeitalter der Reformen eine Epoche unaufhörlicher Niederlagen und Verluste. Algier kam an Frankreich; Aegypten errang sich die Erblichkeit seines Herrscherhauses und eine selbstständige Stellung, welche der Souveränität nahe kommt; in Mesopotamien ist das Ansehen der Pforte geschwächt, in Arabien ein leerer Name; Serbien und Griechenland erkämpften ihre Freiheit; die Donaufürstenthümer wurden vereinigt und fast ganz unabhängig, die Mündungen des Stromes fielen erst an Rußland, dann unter die Verfügung einer europäischen Commission." Treitschke, Deutsche Kämpfe.

*

Man muß wieder von der vierten Strafkammer des Landgerichts I reden. Der Neffe des Reichskanzlers war von der „Wahrheit", einem der erbärmlichsten Skandalblätter Deutschlands, mit dürren Worten der Homosexualität bezichtigt und als geistiger Urheber der lächerlichen Beschuldigungen genannt worden, die psychopathisch belastete Seelen gegen den Kanzler verbreitet hatten. Jede Spur von Beweis für das Behauptete fehlte. Im Hardenprozeß sagte Herr Oberstaatsanwalt Isenbiel vom Angeklagten: „Er glaubte, dem Lande, dem er angehöre und das er liebe, einen guten Dienst zu erweisen. Ich für meine Person als Staatsanwalt glaube ihm das." In diesem Prozeß erklärte Herr Staatsanwalt Rasch: „Die ‚Wahrheit' liebt es, Privatverhältnisse von Leuten, die für das Publikum kein Interesse haben, an die Oeffentlichkeit zu zerren." Habituelle Skandalsucht also. Er beantragt vier Monate. Flay des juges à Berlin. Das Urtheil der vierten Strafkammer lautet auf zwei Monate Gefängnis; für gröbliche Beleidigung ohne jede Unterlage. Harden bekam vier für Behauptungen, die nie in der „Zukunft" standen. Von Rechts wegen. Denn vor

dem Gesetz sind ja alle gleich. Kommentare? Nirgends. Est modus in rebus, sagt der alte Horaz. Die Presse schweigt, der Reichstag schweigt, und Herrn Ibsenbiel hat die Sache sicher so gut gefallen, daß er keine Revision einlegt.

Karl Schnitzler.

Theater.

Hebbel-Theater: Der Andere. Gewiß, der Rock des Herrn Ambrogio Palizotti ist ein Teil seiner Person. Es gibt Sprichwörter, mit denen man diese Wahrheit sofort zur platten Banalität zusammenwerfen kann. Aber das Sprichwort, sozial von Natur — das individuelle Sprichwort heißt Paradoxon —, geht doch nur außen herum, macht die allgemeinere Perspektive auf, die vom Beschauer durch den Rock auf den Mann geht. Inwendig sind aber dann noch andere, ziemlich verwünschte Wahrheiten, die den Beschauer nichts angehen und nur ganz unheimlich zwischen Rock und Mann oder zwischen Haut und Seele, man weiß gar nicht recht wo, herumgespenstern. Es ist auf alle Fälle ein wenig bedenklich, da hineinzugreifen; man zieht doch nur Zweifelhaftes hervor. Gewiß, es kann verlocken, zwei Menschen die Röcke vertauschen zu lassen und dann zuzusehen, wie der eine mit dem anderen, fremden Teil drauskommt. Aber es ist auch allzu gefährlich; in diesem Durcheinander von Verwechslungen hat man dann schließlich Mühe, sein eigenes Gesicht wiederzuerkennen..

Daher der Name: Tragische Komödie. Zwei Gesichter, zur Vorsicht; eines davon muß eben von Fall zu Fall das rechte sein. Nimm einen armen Menschen mitten auseinander — es ist sicherlich sehr amüsant. Aber nur dann, wenn er dich gar nichts angeht, wenn er durch keine einzige seiner Qualitäten deine Menschlichkeit aufgerufen hat. Zieht er dich einmal mit irgendeiner Eigenschaft, die du selber hast oder haben möchtest, in eine wärmere Zone der Verwandtschaft hinein, so wirst du schon das Amüsement des Auseinandernehmens nicht ohne eine kleine Träne genießen können. Und während du ihn zerlegst, wirst du recht traurig denken: nun sollte ich eigentlich von Herzen lachen. Daher der Name: Tragische Komödie. So muß ihn wohl Bab auch verstanden und als eine Art Wegweiser für die Stimmungen seinem Stück beigefügt haben. Nur schade, daß sich in der Kunst mit bloßen Titulaturen so wenig weisen und erweisen läßt. Der gute Palizotti ist gewiß rührend komisch, solange er seinen eigenen Rock spazieren trägt; denn da ist er uns fremd. Sein Rock, nämlich seine ganze große charakteristische äußere Hülle ist sein Reichtum, vielleicht noch seine Dummheit. Sind wir reich, sind wir dumm? Nun also; folglich ist er uns fremd, es geschehe mit ihm, was da wolle, wir lachen. Komödie, komische Komödie. Der Mann wird zerlegt, sein Reichtum abgeblättert, seine Dummheit gegen einen allzu harten Widerstand gestoßen, so daß sie fast zu Blödsinn zerpulvert: wir lachen. Nun bleibt aber noch etwas übrig, eine kleine rührende Güte, eine liebe, warme Sehnsucht nach menschlichen Herzen, nach Erkennung und Anerkennung von seinesgleichen. Und sofort sind wir an seiner Seite, haben ihn bei uns, bedauern die schmerzliche Zerlegung; die Träne quillt. Denn er ist nicht nur reich und dumm, sondern auch gut, und folglich ist er unser. Denn gut, ja Gott sei Dank, gut sind wir doch alle, oder möchten es wenigstens so gerne sein! Komödie, tragische Komödie. Indessen, es ist noch ein anderer da; und — leider — dieser Andere wird nicht zerlegt, sondern zusammengesetzt. Ein Gespenst mit einem fremden Rock. Dieser Cäsar hat, solange er in seinen eigenen Kleidern steckt, den seelischen Umriß eines schlecht gelaunten Hausdieners. Nichts weiter. „Herr, wie Ihr befehlt" ist das Leitmotiv seiner Persönlichkeit. Es wird schwer, dabei an irgend etwas zu denken, was ihn uns verbinden, uns irgendwie ins Herz einwurzeln und dem Gemüt nahebringen könnte. Würde er jetzt zerlegt, würde ihm seine gleichgültige Armut abgeschält, sein unverständlicher Trotz ausgebrochen, seine grundlose Düsterkeit abgewischt, er könnte unter Umständen noch komischer sein, als Palizotti, weil er uns noch viel weniger nah ist. Aber nun kommt er in einem fremden Kleid, schon ein anderer, und erklärt den, der er nicht mehr ist. Und während er sich erklärt und an ergrimmter Leidenschaft in sich frißt, was ihm die sonderbare Minute bietet, wird er aufs neue anders, und später wieder aufs neue. Und schlägt den fremden Rock in immer anderem Faltenwurf um seine Seele und scheidet endlich mit dem Versprechen, diesen fremden Rock nun von sich zu tun und er selbst zu sein. Vorher aber war er es kaum einen Moment lang. Und wir werden niemals wissen, wer er eigentlich ist. Nur Worte, wie: trotzig, herrisch oder so Aehnliches bleiben als Marken der Erinnerung zurück. Ein Schicksal ohne die dazu gehörige Persönlichkeit: komische Tragödie. Dieser Vicenti hätte nicht so aus

dem Leeren herkommen dürfen; hätte schon etwas sein müssen, bevor er etwas anderes wurde. Wie Palizotti etwas war, bevor er zunichte wurde. Freilich, etwas sein, das heißt im Drama immer nur: etwas tun. Aber es ist eben die Absicht des Autors, daß dieser Mensch, bevor der Spaß des Stückes beginnt, nichts ist und nichts tut; dann erst, im Anderswerden und Andersein soll er sich selbst finden. Es ist eine antidramatische Absicht. An ihrer einwandfreien Logik geht das Stück zugrunde. Denn Personen, die wir nicht kennen, haben für uns kein mitfühlbares Schicksal, und an Helden, die sich vor unseren Augen zusammensetzen, glauben wir nun einmal nicht.

So viel ist gegen dieses Spiel einzuwenden. Es mußte mißlingen, weil an seinen ernstesten und interessantesten Stellen nicht recht zu sehen ist, was eigentlich eingesetzt wurde. Daß es ehrenvoller ist, ein solches Spiel so zu verlieren, als ein leichteres leicht zu gewinnen, bleibt trotzdem wahr. Vor solchen Problemen zu schwach gewesen zu sein, hat noch immer die Ehre des schönen Wagnisses für sich. Derartiges kann nicht aufgestellt und durchgesprochen werden, ohne die feinste Kenntnis sprachlicher und seelischer Werte, ohne eine große, an Fragen reiche innere Kultur, ohne eine Sehnsucht, sich mit seinem Höchsten bildkräftig auszusprechen, die nichts anderes ist, als der Keim und Anfang aller Dichtung. Eine Dichtung ist hier, zweifellos; daß sie auf der einen Seite aus dem Leeren heraufwachsen will, mag ihre Erscheinung hinfällig machen, an ihrer dichterischen Natur kann das nichts ändern. Und so muß man sich freuen, diesem kühnen Versuch begegnet zu sein, um der Versprechungen willen, die er mit sich bringt.

Im Hebbel-Theater wird dieses Stück voll Problemen, Fragen, beabsichtigten Zwiespältigkeiten und nicht beabsichtigten Uebergehungen recht klar und korrekt und etwas nüchtern gespielt. So erscheint seine Blöße noch um ein wenig nackter. Und hinter den paar guten schauspielerischen Figuren, die zwischen tüchtig und bedeutend stehen, bleibt die Seele des Stückes unbewegt, regt sich der Hauch von Bangnis und Geheimnis kaum, der aus dem Grunde dieser Vorgänge aufgestört werden müßte, wenn vom Theater her der gedanklichen Phantasie des Dichters etwas ungefähr Gleichartiges entgegengekommen wäre. Komödienhelle und tragischer Schatten standen zu jäh, zu unvermittelt nebeneinander. Dazwischen fehlte das Undefinierbare, das von beiden etwas hat. Aber gerade um dieses Undefinierbare dreht es sich hier in der tragischen Komödie.

Kleines Theater: $2 \times 2 = 5$. Der größte Reiz dieser flirrenden, schillernden, unverschämt lachenden Komödie liegt im Bekenntnishaften. Daß zwei mal zwei unter gewissen Windrichtungen des persönlichen Schicksals fünf ist, absolut nur fünf und beileibe nicht vier, muß jeder am eigenen Leibe erfahren, um es zu glauben. Es ist kein Rechenexempel, es ist ein Seelenzustand. Wer sich jemals zwischen Hoffnung und Sorge, zwischen Frechheit und Furcht, zwischen Rücksicht und Grobheit durch ein einigermaßen verwickeltes Leben durchdrücken mußte, kennt diesen erlösenden Glaubenssatz, versteht ihn, schätzt ihn. Versteht und schätzt dieses Stück, das die einfachsten und die absonderlichsten Wahrheiten auf nichts anderem, als auf der inneren Jugend seiner Personen aufbaut. So sitzen sie fest und brauchen keinen weiteren Beweis. Die ungeheure Leichtigkeit, mit der die antimathematischen Sätze sich von dem beweglichen Gewissen der Personen loslösen, hat nichts mehr von der Erbitterung der Satire, sondern blüht aus dem Blute einer unbedenklichen, leicht hingleitenden absoluten Fröhlichkeit. Wem wäre auch irgend etwas satirisch übel zu nehmen, wenn erst einmal festgestellt worden ist: $2 \times 2 = 5$? So fehlt denn freilich der nach einer besonderen Richtung gehende Trieb und Ansporn, der die Komödie erst zum richtigen dramatischen Kunstwerk machen müßte. Was tut's? Vollkommenheiten schließen sich in der Welt dieser Grundsätze von selber aus, und im übrigen ist es besser, mit herzhafter Lust undramatisch zu sein, als seine dramatische Mühe zum allgemeinen Mißvergnügen zu verlieren. So schlank und schaumig leicht, wie es gewollt ist, wird das Stück am Kleinen Theater auch gegeben. Die charakteristische, federnde Schmalheit des Herrn Abel zeichnet die famose Grundlinie des Ganzen. Ihr Ausdruck verstärkt sich noch in den frei erfundenen Arabesken, die Fräulein Grüning und Herr Gebühr als Karikaturisten von herzhaftester Laune anfügen.

Willi Handl.

Bankbilanzen.

In einem alten Lehrbuch des Bankwesens las ich neulich, die Veröffentlichung der Bankbilanzen werde wie kein anderes Ereignis an der Börse mit besonderer Spannung erwartet. Wo sind die Zeiten geblieben? Heutzutage kümmert sich kaum noch einer darum, ob die Banken ein paar Prozent mehr oder weniger Dividende verteilen, und die Berechnung der Liquidität ist zur Spielerei der Handelspresse geworden. Aus alter Gewohnheit bemühen sich die Zeitungen, die Ziffern zu-

sammenzustellen, graben eifrig, um unter der kaum durchdringlichen Kruste einige nebensächliche Punkte ausfindig zu machen, die zur Aufklärung dienen können. Mühsam werden im Laufe des Jahres die Notizen zusammengestellt, die von den großen Konsortialgeschäften der Banken zu melden wußten; dann stellt man es als eine große Wichtigkeit hin, wenn man weiß, die Deutsche Bank habe im abgelaufenen Geschäftsjahre eine Emission von türkischer Anleihe vorgenommen oder die Nationalbank das Konsortium der Phönix-Nordstern-Fusion geleitet. Niemand weiß, wie hoch der Anteil der Banken an den Geschäften gewesen ist, niemand vermag selbst zu beurteilen, ob ein Gewinn geblieben ist, geschweige denn wie groß er war. Noch vor 10 oder 15 Jahren sickerte wenigstens gelegentlich aus den Direktionsräumen der Banken etwas in die Oeffentlichkeit; die Türen zu den Sitzungssälen sind in den vergrößerten, modernen Bankpalästen doppelt verschlossen worden, und aus den Geheimarchiven dringt nun kein Hauch nach außen.

Hat es überhaupt noch einen Sinn, Bankbilanzen besprechen zu wollen? Ihre Bedeutung ist mit der Kapitalkonzentration nicht gesunken, sondern gestiegen; und die Verantwortung der Bankleiter wuchs in dem Maße, wie Aktienkapital und Depositengelder sich vermehrt haben. Doch in demselben Tempo ist der Ueberblick über die Verwaltung der Gelder gesunken. Wenn die Börsenpresse bei der Kritik der Großbanken nur einen Teil des Eifers anwenden würde, der bei anderen Gelegenheiten oft unnütz verschwendet wird, hätten wir längst eine Gesetzgebung, die der Bilanzkritik einen Wert verleihen und den Interessen der Gläubiger dienen würde. Allein man zieht es vor, sich so zu stellen, als ob man mit überlegener Weisheit den geheimsten Spuren der Bankpolitik zu folgen vermöge, als ob man aus den präsentierten Ziffern wirklich auch nur in oberflächlichen Zügen ein Urteil über die Tätigkeit der Banken erlangen könnte. Den Banken ist es nicht zu verübeln, wenn sie nicht Lust haben, sich ohne gesetzlichen Zwang vor den Blicken der Kritiker zu entkleiden, und nicht mehr verraten, als das unvollkommene Gesetz von ihnen verlangt. So müssen wir erleben, daß selbst die winzige Forderung, die Spezifikation der einzelnen Posten möge in den Bankbilanzen bei den verschiedenen Instituten nach gleichem Prinzip erfolgen, in den Wind gesprochen wird.

Ich mag die Komödie nicht mitmachen, will nicht die Ziffern sezieren, die von der Nationalbank für Deutschland und der Berliner Handelsgesellschaft in diesen Tagen der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Nur was an allgemeinen Gesichtspunkten gesagt werden kann, darf nicht verheimlicht werden. Herrn Fürstenbergs Bilanzzahlen zu verstehen, ist noch schwieriger, als die der anderen Banken. Hinter ihnen lugt sein spöttisch lächelnder Blick hervor, mit dem er die lästigen Frager beiseite schiebt. Er braucht nicht (wie die Deutsche Bank) ängstlich besorgt zu sein, irgendein Zeitungsschreiber werde ein paar verständnislose Depositengläubiger aufwiegeln, denn er ist seiner Kundschaft, die er in der Großindustrie gesucht und gefunden hat, unter allen Umständen sicher. „Ihr wollt wissen, wie groß meine Abschreibungen gewesen sind? Was geht's euch an? Abschreibungen sind nur auf das Bankgebäude vorzunehmen, weil vorweg für eine entsprechende Bewertung der Bestände und Forderungen gesorgt worden ist." Basta. Wer aber nicht weiß, wie groß die stillen Reserven gewesen sind, die Herr Fürstenberg in früheren Jahren gestellt hat, vermag sich kein Urteil darüber zu erlauben, ob der ausgewiesene Gewinn (was mir wahrscheinlich dünkt) nur deshalb so hoch ist, weil die Abschreibungen geringer geworden sind. Die Börsenpresse „nahm an", daß auch diesmal eine stille Reserve in das laufende Jahr hinübergenommen wurde, die in Zukunft einen wertvollen Rückhalt gewährt. Woher sie das weiß, wird nicht gesagt; doch nähere Auskunft kann der liebe Leser vielleicht aus dem inhaltlosen Geschäftsbericht erlangen, der im Inseratenteil zum Abdruck gelangt.

Die Bilanz der Nationalbank für Deutschland hat sicherlich einen großen Vorzug vor den anderen. Aus ihr geht wenigstens eins mit Deutlichkeit hervor: Sie ist so miserabel, daß ihr gewiß das Verdienst zuteil werden wird, in dieser Beziehung an der Spitze aller diesjährigen Bankbilanzen zu stehen. Sie zeigt den Zusammenbruch eines Systems, dessen unheilvolle Wirkungen längst erkannt worden sind; nur nicht von dem Aufsichtsrat der Nationalbank. Die Aufgabe einer Mittelbank darf nicht mehr darin bestehen, ihre Gewinne aus der Börsenspekulation zu ziehen. Es gibt für die Nationalbank wie für die Commerz- und Diskontobank nur eine einzige Möglichkeit der Existenzberechtigung: Die Kreditgewährung an den Warenhandel hat die alleinige Quelle der Gewinne zu sein. Man braucht sich nicht ängstlich gegen jedes Effektengeschäft zu verschließen; aber ein Institut, das (wie die Nationalbank) bei einem Aktienkapital von 80 Millionen Mark ca. 60 Millionen Mark in Effekten- und Konsortialbeständen angelegt, hat seine Aufgabe nicht erfüllt. Allenfalls kann eine Persönlichkeit wie die des

Herrn Fürstenberg den Anspruch erheben, ihr eine Ausnahmestellung einzuräumen. Ist eine solche Persönlichkeit in der Direktion der Nationalbank vertreten? Als der frühere Oberbürgermeister von Posen, der Geheime Regierungsrat Witting, im Jahre 1901 in die Leitung der Bank eintrat, glaubte manch einer, sie werde ein neues Gepräge erhalten, und die Beziehungen des Regierungsbeamten würden ihr den Weg weisen, der zum Erfolge führt. Statt dessen sehen wir beim Eintritt des Konjunkturrückschlages ein Fiasko, das noch weit stärker gewesen wäre, wenn sich der Rückschlag nicht in so milden Formen vollzogen hätte. Nach der Statistik der „Frankfurter Zeitung" ist der Durchschnittskurs der Dividendenwerte am Ultimo Dezember 1907 um ca. 20% niedriger gewesen als Ende 1906. Schätzt man den Rückgang der Fonds auf 5%, den der Bankaktien auf 10%, so würde sich bei der Nationalbank auf den Vorjahrsbestand ein Verlust von ca. 6,2 Millionen Mark ergeben. Da man weiß, daß die Bank an einigen glücklichen Transaktionen ein paar Millionen verdient hat, und 1,045 Millionen als Verlust ausgewiesen werden, kann die Summe ungefähr stimmen. Solche Ergebnisse werden in einem Jahre erzielt, das wie selten ein Krisenjahr zuvor starke Erschütterungen im deutschen Aktienwesen nicht erbracht hat. Wären die Kursverluste so groß gewesen wie im Jahre 1900, die Nationalbank für Deutschland hätte überhaupt keine Dividende verteilen können. (Dabei haben anscheinend wohltätige Aufsichtsratsmitglieder, um den Gewinn nicht noch mehr zu schmälern, die von Herrn Landaus Stiefsohn, Herrn Kurt Sobernheim, mit so unglücklichem Erfolg entrierten Eberbachgeschäfte übernommen.) Ist das eine Bankpolitik, derentwillen es sich verlohnt, einen großen Apparat zu unterhalten, sieben Direktoren (einschließlich der Stellvertreter) und siebzehn Aufsichtsratsmitglieder zu unterhalten? Selbst in den Jahren günstiger Börsenkonjunktur ist die Nationalbank über eine Dividende von 7½% nicht hinausgekommen. Man würde freilich Unrecht daran tun, Herrn Geheimrat Witting hauptsächlich die Schuld beizumessen; er würde selbst beim besten Willen gegen Herrn Stern, die deos minorum gentium (die allein vom Börsenspiel leben) und den Aufsichtsrat sehr wenig auszurichten vermögen, der bei der Nationalbank mehr als anderswo die Direktoren beherrscht, weil sie ihm ihre Stellungen zu verdanken haben.

War der Konjunkturrückgang nicht vorauszusehen? Die Deutsche Bank hat ihn schon in ihrem vorjährigen Geschäftsbericht zum Aerger der Börse verkündet; ihr ist hierfür nicht einmal Dank zu sagen, denn sie vermochte nur auszusprechen, was allen Einsichtigen längst bekannt war. Doch noch einige Wochen nach ihrer Prognose, am 19. März 1907, äußerte Herr Direktor Stern in der Generalversammlung der Nationalbank, die Verwaltung glaube, „daß in nächster Zeit eine Erleichterung des Geldmarktes zu erwarten sei und damit eine Beruhigung der Börse eintreten werde". Daß dieser Prophet sich getäuscht hat, brauchte man ihm nicht übel anzurechnen, wenn nicht aus dieser Aeußerung ein so großer Mangel volkswirtschaftlichen Verständnisses hervorleuchten würde, wie man ihn bei einem Bankdirektor nicht erwarten darf.

Die Bilanz der Nationalbank ist daher auch mit Recht von dem überwiegenden Teil der Presse ungünstig beurteilt worden; nur der „Berliner Börsen-Courier", das unehrlichste aller Handelsblätter, hat den Mut gefunden, die Tatsachen in einer Weise zu verdrehen, daß selbst der Naivste den guten Glauben nicht mehr annehmen kann. Er erklärt die Ziffern trotz des Gewinnrückganges „im allgemeinen als durchaus zufriedenstellend". Die Verluste seien „verhältnismäßig nicht bedeutend gewesen"; das sei hauptsächlich dem Umstand zu verdanken, daß die Nationalbank in der Lage gewesen sei, „einen sicherlich nicht unbedeutenden Teil der entstandenen Kursdifferenzen mit den reichlich vorhandenen inneren Reserven zu verrechnen". Fast jedes Wort ist eine Unwahrheit. Die Kursdifferenzen entsprechen etwa dem schätzungsweise sich ergebenden Effekten- und Konsortialgewinn, und in Wirklichkeit weiß das Blatt von den stillen Reserven ebensowenig wie ich. In diesem Stil geht es dann weiter. Der erhebliche Rückgang der Kreditoren (der allenfalls noch damit zu verteidigen ist, daß gegen die Mittelbanken naturgemäß das Mißtrauen am stärksten wütete und zur Entziehung von Guthaben führte) wird damit zu erklären versucht, daß „die ausländischen Geldgeber für ihre Mittel auch an den auswärtigen Plätzen ebenso lohnende Verwendung fanden wie in Berlin". Wahrlich, bei einer solchen Presse, die maßgebenden Einfluß besitzt, darf man nicht erstaunt sein, wenn die Banken Berliner Handelsredakteure wie Schuhputzer behandeln.

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 30; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin O., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Mitsek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.